Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1825)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-655080

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gruß des Hinkenden Boten, zum neuen Jahr 1825.

Ich grüß' Euch alle, Groß und Klein!
Und möcht' Euch gern willkommen seyn.
Ich wollt' es gern in allen Sachen,
Wenn's möglich wär, zu Dank Euch machen;
Doch leider ist das gar zu schwer!
Bring' ich Euch keine Possen mehr,
Laß ich die Narren ruhig laufen,
Und mach ich Hans und Greten nicht
So wie ihrs wünscht, zum Spottgedicht,
Wer würde den Kalender kaufen?
Will aber ich Euch Wunsch und Willen
Mit solchem Narrenwerch erfüllen,
So schreyen andre über mich:
„Du böser Schalk! Fort! Packe dich!"
Und weil nun also stehn die Sachen,
Kann's Euch der Bot zu Dank nicht machen.

Indeß! Nehmt noch einmal vorlieb!
Wer giebt mehr als er hat? Der Dieb!
Ich aber, als ein Ehrenmann,
Ich gebe nur so viel ich kann
Und geb' es gern, so gut ichs habe.
Und wenn ich manchem Rübli schabe,
So laß er sich's zur Warnung seyn
Und stelle seine Flausen ein.

Doch wenn mein Freund Gevatermann,
Der alle sieben Künste kann,
Euch lehrt, und giebt Euch Unterricht
Von Weisheit, Tugend, Recht und Pflicht,
Und spricht er so von ernsten Sachen,
So müßt Ihr ihm die Faust nicht machen.
Nehmt lieber alles dankbar an
Was er Euch geben will und kann.
Und werdet alli g'schydi Lüt,
Jetz b'hüt ech Gott, u zürnet nüt.

Die Erde und ihre Bewohner.

Es wohnen gegenwärtig auf der Erde Menschen:

1. In Europa . . .	172	Millionen.
2. = Asia	330	—
3. = Afrika . . .	70	—
4. = Amerika . . .	40	—
5. = den Südregionen	20	—
Summa	632	Millionen.

Welche alle der Bote Mann für Mann gezählt hat, während dem hierlands mancher ob dem Burgerrodel fast katzgrau und fuchswild werden wollte.

In Europa werden in einem Jahre geboren: 6,371,371. Jeden Tag 17 tausend vierhundert dreyundfünfzig: jede Stunde fünfhundert siebenundzwanzig, jede Minute sechsundsechszig, jeden Augenblick einer.

Auf der ganzen Erde ist der Durchschnitt der Geburten folgender: im Jahr dreyundzwanzig Millionen, viermalhundert und siebentausend, vierhundert und sieben. Jeden Tag vierundsechszigtausend hundert und dreißig: jede Stunde 2672: jede Minute 148 und jeden Augenblick 8.

Die Todesfälle in Europa sind jährlich fünf Millionen, achtundfünfzigtausend achthundert zweyundzwanzig: täglich dreyzehntausend achthundert und sechszig: stündlich fünfhundert siebenundsiebenzig: in einer Minute 66!! — Auf der ganzen Erde aber sterben jährlich achtzehn Millionen, fünfhundert achtundachtzigtausend, zweyhundert sechsunddreißig Menschen: täglich fünfzigtausend, neunhundert siebenundzwanzig: stündlich zweytausend, einhundert zweyundzwanzig: in jeder Minute hundert fünfunddreißig. Alles wohlgezählt, wie der günstige Leser finden wird, wenn er selber zählt und rechnet.

Und wenn also der Saufludi im Wirthshaus sitzt, und ums dritte oder vierte Schöpli am leeren Glas klingelt mit dem Messerrücken, so läutet er ein Paar seiner Mitmenschen zu Grabe. — Und wenn die Mutter weint darum, daß ihr Kindlein nicht mehr brieget, weil es im — Sarge liegt und schläft, so weint an einem andern Orte ein neugebornes in der Wiege, und die Mutter freut sich, daß das Kind auf ein Haar dem Aetti gleichet; und so gehts in der Welt, und der Bote macht darüber seine eigenen Gedanken.

Musterkarte aus den Häusern der Armen.

Alles nach wahren Erfahrungen dargestellt.

A. ist sehr arm, und hat eine sehr starke Familie; wird auch von der Gemeinde besteuert. Indessen kommen seine Kinder nicht in die Schule, sondern ziehn im Bettel herum. Er aber versauft seinen Verdienst: besucht alle Märkte, hockt zwey ganze Tage dabey in den Wirthshäusern, und — seine Kinder heischen Allmosen um Gottes willen!

B. ist eben so arm, eben so kinderreich, eben so unverschämt. Er hat wieder ein Kind bekommen, und bittet wohlhabende Leute zu Gevatern. Ja, sagt ihm einer, ich wills thun. Aber du sollst kein Kindbettimahl anstellen. — He! spricht der Bettler, ich habe noch immer Kindbettimahl gehabt, und willst du nicht so, so finde ich einen andern Götti.

C. hat im Jahre nach der Theurung etwas Getreide durch Aehrenauflesen gesammelt. Wie er das Mehl davon hat, so wird dieses — verküchelt.

D. hat der Gemeinde bereits mehrere uneheliche Kinder aufgebürdet, die diese erhalten muß. Er kommt nun in einen guten Dienst, und bezieht einen schönen Lohn. Die Gemeinde läßt ihn auffordern, etwas zur Erziehung seiner unehelichen Kinder beyzutragen. Seine Antwort aber lautet: die Gemeinde soll ihm — blasen.

E. hat schon mehr als ein unehelich Kind geboren. Die Gemeinde muß diese erhalten. Sie wird abermal Mutter. Bezieht vom Vater eine Summe Geldes die sie in den Sack steckt, giebt einen unbekannten, weggezogenen, landsfremden Vater an, und betriegt die Gemeinde abermal.

Für dießmal mag es an diesen Probestücklein zur Erbauung des Lesers genug seyn.

Einem jeden das Seine.

In England giebts viele Leute mit hölzernen Beinen. Da gehen gar viele in den Krieg, und lassen ein Bein zurück. Besonders gefährlich ists zur See, wie man sagt. Denn so viel Kuräschi hat der Bote nicht, daß ers selber probiert hätte. Aber darum sind nicht alle jene Leute hinkende Boten, wie ich. Das will ich dem günstigen Leser voraus sagen; damit ihn nicht etwa der Gelust ankommt, einen hinkenden Boten aus England zu beschicken. Es sind in der Schweiz wirklich so viele, daß noch gerade das Brod mir bang macht. — Nein, jene Leute haben so künstliche Beine, daß man ihnen sogar auf dem Tanzboden nichts von des Zimmermanns Kunst anmerkt. — Darüber ist nun aber der ehrliche Bote gar nicht neidisch. Er denkt: jedem das Seine! Dem reichen Engländer ein Kunstbein für 50 Duplonen, dem Boten einen groben Knüttel um 5 bz.

Jedem das Seine! Wenn der rußische Kaiser einen Ball giebt, so brennen ein paar tausend Wachskerzen: und wenn mein Veter Daniel mir die Schuh flickt, so brennt — eine Oellampe.

Jedem das Seine! Wenn der reiche Bauer im Wägeli fahrt, und ohne Sorgen sein Schöplein trinkt vom zwölfbatzigen zu einem Bratisbein, so nimmt der Arme den Weg unter die eigenen Füße,

und trinkt sein Schöpli sechsbatzigen zu einem Bitz Brod.

Jedem das Seinige! Wenn — der geneigte Leser mag nun das Capitel selbst fortsetzen. Er findet sicher manche gute Lehre darin — wenn ers versteht.

Der Zufriedene.

Wenn mich nur mein Mädchen liebt
Bin ich schon geborgen;
Wem das Glücke Reichthum giebt,
Giebt es viele Sorgen.

Hätt' ich Silber auch wie Heu,
Geld in allen Säcken;
Arbeit hätt' ich nicht dabey,
Aber Furcht und Schrecken.

Hätt' ich täglich Bier und Wein,
Braten auch nicht minder:
Fetter könnt' ich dann wohl seyn,
Aber nicht gesünder.

Nein, wenn mich mein Röschen liebt,
Bin ich schon geborgen;
Wem das Glücke Reichthum giebt,
Giebt es viele Sorgen.

Die Kreuzträger.

Der Horcher an der Wand, hört seine eigene Schand, sagt ein altes Sprichwort. Aber es ist nicht immer wahr. Der Bote hat auch einmal an einer Wand gehorcht, und da hat er nicht seine, wohl aber andrer Leute Schande gehört; wie der günstige Leser aus folgendem Gespräche vernehmen wird:

Hans. Ja, von allen geplagten Männern bin ich doch der geplagteste! Seit dreyßig Jahren daß ich geweibet habe, ist mein Leben ein beständiger Wehstand. Den Tag über zankt sie mit Knecht und Magd, Mann und Kindern; und alle Abend ist Vollmond in ihrem tollen Kopfe. Denkt nun wie das Hauswesen aussieht! Wie die Kinder verwahrloset werden! Wie ich unter dem allem leiden muß. Ja, wenn ich nicht Tag und Nacht arbeitete, wie ein Roß, mein Hauswesen wäre schon längst zu Grunde gegangen, und ich zum Lumpen geworden. Es giebt keinen ärmern Tropf unter der Sonne, als ich bin.

Benz. Wohl freylich! Ich bin noch übler dran! Mein Weib ist eine unerträgliche G'wunderbüchse! Alles will sie wissen. Sie fräglet Knechte und Mägde und Kinder der Nachbarsleute aus; sie klappert und plaudert unermüdlich alles wieder aus, und noch mehr dazu; sie richtet überall Zank und Streit an; kein Tag vergeht, an dem ich nicht deßwegen des Henkers Verdruß habe. Mit allen Nachbarleuten hat sie mich entzweyet. O ich wollte gerne sie wäre jeden Abend ein lebendiges Weinfaß, so würde doch ihre Lästerzunge durch den Schlaf gebunden.

Baldrian. Du liebe Zeit! Ich bin noch schlimmer dran, als ihr beyde! Ich wollte lieber bey einem feuerspeyenden Drachen wohnen, als bey einem Weibe, wie das meine. Zank und Zank und lauter Zank ist mein tägliches Brod! Alles, was mich ärgert, thut sie mit Freuden. So muß ich ihr z. B. alle Nächte, wenn sie schon im Bette liegt, aus einer elenden Scharteke vorlesen. Meyne ich denn, sie schläft, und schweige stille, so wacht sie mit Schelten und Zanken wieder auf, und mein Elend geht von vorne an. So hab' ich am Tage

keinen Frieden, und des Nachts keine Ruhe; und darum doch der ärmste von euch allen.

Da nun diese drey Kreuzträger nicht einig werden konnten, wen von allen der liebe Pantoffel am schwersten drückt, so legt der Bote die Sache dem Publikum zur Entscheidung vor! —

Ein Brief

mit der Adresse: an den Verfasser des Calendermachers ist mir richtig zugekommen, und lautet wie folget:

Geehrter Herr Bratikus!

Ich hab aus Euerem Kalender von 1000. 800. 24. gesehen wie das ihr dem Kiltgang ungünstiget seyd, und thut als wenn ihr samt euerm lahmen Bein auch ein Herr wäret. Aber man kennt euch wohl! Ihr seyd der G. und mit euerm Schuhflicken noch lang kein Herr! Und ihr könnet euch nur in Achtung nehmen, daß euch die Nachtbuben nicht einsmahl die Bratig über euern krummen Buckel streichen. Wir wissen auch von der Lieberalidät, und lassen uns unsre alten Rechte u Bräuch nicht nemmen. Es ist auch gar nicht anständig, daß ihr so thut, und gern ein Inklinations-Gericht aufrichten wolltet, wie die Franzosen in Sbanien, und alle Freyheit unterdrücken u. s. w.

Der Bote dient zur Antwort, daß er 1) nicht G. heißt, 2) keine Schuh macht, und 3) für seinen Gottlob graden Buckel nichts förchtet, so lang er — seine grade Krücke noch führen kann.

Etwas aus England.

Es giebt gewisse Leute, die nichts für schön und gut halten, was nicht aus England kommt; und sie meinen glaub die Flöhe beissen in jenem Lande gar nicht. Wahr ist, es giebt dort viel Merkwürdiges, wie der Bote erzählen will, der am letzten Ostermarkt in Londen war, um sich ein neues, ächt veritables Holzbein machen zu lassen.

In den Jahren von 1785 bis 1792 wurden im Durchschnitte aus Großbritanien Waaren ausgeführt, deren Werth jährlich betrug . . 13 Millionen Pf. Sterl.
Von 1792—1799 17 — — —
In 1821 . . 40 — — —

Darunter waren für 23 Millionen Pf. baumwollene, und für 7 Millionen wollene und leinene Waaren. Jährlich bedarf England zwischen 170 bis 180 Millionen Pfund Wolle, und davon kommen etwa 16 Mill. aus fremden Ländern; z. B. 4 Millionen aus Deutschland, 4 Millionen aus Spanien u. s. w. — Also wörtlich aus der Märit-Liste abgeschrieben.

Auch mit dem Bücherhandel gehts dort stark, fast wie bey unserm Buchbinder. Ein einziger Buchhändler in London verkauft jährlich fünf Millionen Bände. Er hat 60 Ladendiener. Er bezahlt jährlich fünftausend fünfhundert Pf. Sterl. für die Artikel, die er in Zeitungen einrücken läßt, und er hat beständig zweyhundert und fünfzig Buchbinder in seinen Diensten. — Er verdient freylich auch beynahe so viel darob, als die Stämpflische Buchdruckerey in Bern ob dem Kalender.

Herr oder Meister?

Da bringt einmal der Bote seinem Gevater, dem Schulmeister, einen Brief, mit der Adresse: Herrn, Herrn N. N. Schulmeister in — kofen. Und darüber hielt er nun folgendes Gespräch mit dem Boten:

Schulmeister. Dumm das! Seit wenn bin ich ein Herr geworden?

Bote. Ich denke seit dem du Schulmeister bist.

Sch. Tropf du! Eben weil ich Schulmeister bin, so bin ich Meister, und nicht Herr!

Bt. Nun ja! Aber der Titel Meister ist aus der Mode!

Sch. Geh du mir mit deiner neuen Mode so weit du willst! Was hat ein Schulmeister auf dem Lande mit der Mode zu schaffen!

Bt. Je! Es sind aber doch viele deines gleichen, die nicht mehr Schulmeister sondern Schullehrer heissen wollen.

Sch. Meinetwegen! Vielleicht darum weil sie weder der Schule noch überhaupt ihres Berufes Meister sind.

Bt. Aber der Herr ist doch so übel nicht! Das giebt ein Ansehn!

Sch. Meinst du? Würdest du, Gevater, weniger aller Leute Narr seyn, wenn man dir Herr Bote sagte? Herr oder nicht! Du hast immer ein Holzbein!

Bt. Nun! Nun! Mein Holzbein hab' ich mit Ehren erworben. Und wenn ich meine Pflicht thue als Bote — —

Sch. Eben das ist mir die Hauptsache! Thue ich meine Pflicht als Schulmeister, so ehren mich alle Rechtschaffenen gerade so viel ich werth bin. Thue ich aber meine Pflicht nicht, so verachten sie mich, und ständen auch sieben Herren auf meiner Adresse!

Bt. Nun ja denn. Aber ich meine —

Sch. Höre Gevater, ich meine du willst mir eigentlich nur den Puls greifen; willst sehn ob der Hochmuth mich anficht? He! Heraus mit der Sprache.

Bt. Nichts für ungut. Ja! Gerade so war's gemeint, und ist mir gar lieb, daß ich nun von dir sagen kann: probatum est!

Trau, schau wem!

Es ist nichts schlimmeres, als der Viehhandel. Das hat der Bote schon tausendmal gedacht; und will es jetzt überlaut sagen, andern zur Warnung; und wills mit einem Exempel bestätigen.

Da hätte der Hans gerne ein Mutterschwein gekauft, und kommt eben ein Mann daher, der den Handel auch besser versteht als Hans. Der treibt gerade ein solches Schwein vor sich her; das hat aber schon vor zwey Tagen Junge geworfen; die trägt er in einer Hutte am Rücken, und haben lauter welsch gesungen: wui! wui! und nöf! nöf! gerade wie der Schuster-Niggeli, wo er vom Biel-Märit heim kam. — Aber dem klugen Hans kommt kein Sinn daran, daß die jungen Vögel in der Hutte und die alte Sau vor seinen Augen so nahe verwandt seyen. Er kauft das alte Thier, als sollte es in einigen Tagen Junge werfen; der Verkäufer lacht in die Faust und geht seiner Wege; und Hans und Vreni freuen sich auf die schönen Färli. Noch die nämliche Nacht will Vreneli sehen wie es mit seiner lieben Jugend steht. O weh! die Sau ist fort, und das halbe Dorf muß auf und die Verlorne suchen helfen. Glücklich wird sie gefunden! Und nun wachet die sorgsame Hausfrau drey Nächte — aber vergeblich. Jetzt erbarmt sich der Wirth ihrer und sagt ihnen, wie sie angeführt seyen. Jetzt war die Freude aus, und Weinen und Haarkratzen trat an die Stelle. Ja, wer cha darfür? Emel der Bot nit.

Drum, bringt der Handel da dir Spott,
So zürn es nicht am armen Bot.
Brauch du Verstand in allen Sachen,
So wird kein Mensch dich mehr auslachen.

Der Nachtwächter.

In Deutschland ist ein löblicher Brauch, daß die Nachtwächter, wenn sie die Stunde gerufen haben, einen Vers dazu singen. Der eine machts besser, der andre schlimmer, je nachdem ihm etwa der Kopf steht, oder — das Herz. Der, den der Bote hier meint, hats aber recht gut getroffen.

Ein liederlicher Handwerkspursche, der seine Freude nur am Saufen, Spielen und — andern schlechten Dingen hatte, hatte abermal eine ganze Nacht durchgehudelt, und gieng gegen Morgen heim. Ihm begegnet der Nachtwächter, ruft seine Stunde ab, und singt dazu:

Wach auf, o Mensch, vom Sündenschlaf!
Ermuntre dich, verirrtes Schaf,
Und beßre bald dein Leben.
Wach auf! Jetzt ist es hohe Zeit!
Es rückt heran die Ewigkeit,
Dir deinen Lohn zu geben.

Das hört der Handwerkspursche. Sein Gewissen fängt auch an zu rufen: Wach auf! Jetzt ist es hohe Zeit! und es wird ihm schon Angst. Jetzt kömmt ein Camerad zu ihm, der eben früh auf ist, weil er verreisen will. Der weckt ihn nun vollends, indem er sagt: „hörst du Bruder, was der dort singt? merk dirs!“ — Ja, sagte dieser, ich habs gehört, und will, wills Gott ein andrer Mensch werden.

Ich meine eben, es wäre nicht übel, wenn mancher in der stillen Nacht so einen schönen Vers singen hörte. Wenn ich Nachtwächter wäre, ich wollte den wüsten Nachtbuben ein Sprüchlein singen, das sie sicher nicht jedermann sagen und rühmen sollten.

Eine merkwürdige Familie

wohnt in Ungarn, und konnt' ich mich nicht gnug drüber wundern, als ich dort war. Der Mann heißt Johann Rovius und war 172 Jahre alt; die Frau war 164 Jahre, und hundert und zweyundvierzig Jahre lang verheirathet. Das jüngste Kind war hundert und fünfzehn Jahre alt. So etwas ist werth, daß man es in die Pratig thut!

Eine Warnung für Zeitungsschreiber.

In England schrieb einer ein Journal (sag: Schurnal, und denk das ist eine Schrift die von Zeit zu Zeit heftweise herauskömmt) und meinte mein guter Freund und Gönner, der Lord Barrymare, es sey darin über ihn gestichelt. Da begegnet er einmal dem Zeitungsschreiber, und sagt ihm: Hört, guter Freund! ich weiß wohl daß ich meine Schwachheiten habe, so gut als einer. Wenn ihr euch aber ferner Mühe gebt, mich in die Welt zu bringen, so werde ich mir hingegen alle Mühe geben, Euch aus der Welt hinaus zu schaffen. Dabey hat der Bote gelacht: es ist doch gut, daß ich nicht in England wohne.

Es muß doch alles offenbar werden.

Am 19ten Herbstmonat 1802 ward der Freyherr von Vega, Oberstlieutnant in der österreichischen Artillerie, tod in der Donau gefunden. Allgemein ward der Mann be-

dauert, denn er besaß nicht nur ausgezeichnete Kenntnisse, sondern war dabey ein edler Mann von dem vortrefflichsten Charakter. Aber kein Mensch wußte, wie er eigentlich ums Leben gekommen war. Dennoch ward auch diese That entdeckt.

In einem späthern Kriege war ein österreichischer Artillerist bey einem Müller zu Nußdorf einquartirt, und wünschte einen Zirkel zu haben. Der Müller brachte ihm einen sehr fein gearbeiteten, silbernen, sogenannten Proportional-Zirkel, und schenkte ihn dem Soldaten. Dieser zeigte späther das Instrument einem Offizier, der sogleich entdeckte, daß es ein Eigenthum Vega's gewesen sey; was um so sicherer war, da der Name darauf gestochen war. Der Müller ward verhört, und gestand den Offizier ermordet zu haben.

Wie war er aber dazu gekommen? Vega hatte damals von dem Müller einen Schimmel kaufen wollen, weil er einen völlig ähnlichen besaß. Der Müller aber wollte das Pferd nicht verkaufen. Einmal kam nun Vega wieder, und zeigte dem Müller einen Beutel mit blanken Dukaten, die er für den Schimmel geben wolle. Das Geld blendet den Unglücklichen, er thut als wollte er nun handeln, und führt den Oberstlieutnant nahe bey dem Stalle über einen Steg, und hier schlug er ihm mit einem Prügel ins Genick, daß er zu Boden stürzte, worauf er ihn beraubte, und in die Donau warf. Jenen Zirkel hatte er auch auf ihm gefunden, und durch ihn sollte er verrathen werden.

Wo will der Mensch hinfliehen, wie will er seine Missethaten verbergen, daß er nicht von der Rache ereilt werde?! —

Etwas vom Aberglauben.

Der Bote, der ein Freund der Wahrheit und der gesunden Vernunft ist, freut sich allemal, wenn er bemerkt, daß der Aberglaube nach und nach doch zu verschwinden anfängt, und die Leute vernünftiger werden. Man hört doch selbst auf dem Lande, weniger als ehedem von Hexerey, Zauberey, Geisterbannen, Gespenstern und andern solchen Thorheiten; ja selbst über die Kalenderzeichen und ihre Bedeutung lachen jetzt manche.

Ich bin überzeugt, mancher von Euch lachet jetzt, wenn man ihm folgendes vorsagt, was sonst jedermann steif und fest glaubte:

Wenn man auf dem Tisch haspelt, so entwirft die Kuh oder die Geiß.

Wenn man rückwärts (hintersich) haspelt, so giebt die Kuh blaue Milch.

Am Abend vor Weihnacht müssen alle Kunkeln und Häspel leer seyn.

Den ersten Spuhlen, den ein Mädchen spinnt, muß man in fliessendes Wasser werfen, so lernt das Kind gut spinnen.

Wenn beym Spinnen die Saite oft ausgeht, so muß man das Spinnrad mit einer Ruthe züchtigen.

Wenn du einem Kinde seine Haare am längsten Tage zum erstenmal einflichtest, so bekommt es schöne lange Haare.

An einem Fleischtag darf man nichts an einem Kabisplätz machen, sonst bekommt der Kabis Kröpfe.

Im Jahr 1807 sind in einem gewissen Dorfe viele Schweine crepirt. Daran war ein gewisser Hase Schuld, der dort herumgelaufen ist.

Die Gotte darf nicht fragen, wie

das Kind heissen soll; sonst wird es — zwunderig.

Dem neugebornen Kinde muß man ein Stücklein von einer Bibel im Brey eingeben, so bekommt es viel Erkenntniß Gottes.

Schwarze Katzen sind oft verwandelte Hexen.

Nun! Es giebt noch Leute, die an solche Dinge glauben, aber doch je länger je weniger, und das ist recht gut. Aber, eins ist lächerlich über die Maßen. Ich kenne Leute, die sich für aufgeklärt halten, und meynen, sie seyen viel gescheider als andre! Die meynen, sie wollten alles besser machen, wenn sie Meister wären. Und diese nämlichen Leute, die oft sogar über Religion spotten, diese sind so abergläubisch, daß sie in ihren Häusern einlegen, besegnen, bannen und räuchern lassen, troß dem einfältigsten Lappi; und bey denen die Betrieger mehr zu verdienen finden, als beym Pöbel. — Ich kenne einen, der jetzt böse wird, und den Kalender in den Winkel wirft. Meinetwegen! Besser aber wärs, du würfest deinen Aberglauben weg! —

Ich will euch hier einige Wahrheiten hinschreiben, die euch vom Aberglauben helfen können, wenn ihr sie glaubet und darnach thut.

Wahrheiten.

1. Alles, was in der Welt begegnet, hat seinen Grund und seine Ursache; und ohne Ursache geschieht nichts. Es wird kein Ofen warm, ohne daß Feuer darinn angemacht wird. Nur wer die Ursache kennt, kann über die Wirkung richtig urtheilen.

2. Es muß zwischen Ursache und Wirkung eine Verbindung, ein Zusammenhang seyn. Der Ofen wird nicht warm, wenn schon deine Buben beym Küh-Hüthen auf der Matte ein Feuer anmachen. Das Feuer muß im Ofen seyn. Wenn der türkische Kaiser zu Constantinopel Köpfe abfäbeln läßt, so wird es dir an deinem Halse nicht wehe thun.

3. Zwey Dinge können wohl zu gleicher Zeit geschehen, ohne daß darum das eine die Ursache oder die Wirkung vom andern ist. Gesetzt ein Kind bewegt die leere Wiege, und kurz darauf bekömmt der Säugling Bauchweh, oder gar Gichter, so ist die leer bewegte Wiege darum noch nicht die Ursache von der Krankheit des Kindes; denn es ist zwischen beyden kein Zusammenhang, keine Verbindung.

4. Wenn auch keine natürliche Ursache dir bekannt ist, so darfst du darum noch keine übernatürliche suchen. Dein Hund kann ja wohl heulen, ohne daß du weißt, warum. Du darfst also nicht gleich sagen: das bedeutet einen Todesfall in meiner Familie.

5. Du mußt lieber gerade mit allem Fleisse und Nachdenken die natürliche Ursache suchen. Der Hund hört vielleicht einen Ton, den er nicht leiden kann: oder er hat Schmerzen.

Wendet ihr nun diese Grundsätze auf die Aussagen des Aberglaubens an, so werdet ihr sicher finden, daß derselbe keinen vernünftigen Grund hat und also Thorheit ist. —

Das ist ein Stücklein von meinem Gevater Schulmeister; denn so gelehrt ist der Bote selber nicht.

Der Fuchs ohne Schwanz. Eine Fabel.

Ein Füchslein, sonst von guter Art,
Doch übermüthig, kam auf einer Fahrt
Wo er, früh, eh' im Dorf es tagte,
Nach hübschen jungen Hühnern jagte,
Von ungefähr zu einer Falle.
Und, unerfahren wie er war,
Trotzt er muthwillig der Gefahr,
Und — wugs! wie regt sich seine Galle! —
Ist ihm der Schwanz vom Leibe weg.
Erfüllt von Zorn und Schmerz und Schreck
Klagt er sein großes Unglück allen.
„Welch Jammerleben ist doch das!
„Da bin ich, mutzer als ein Haas!
„Was hat das Leben für Beschwerde!
„Welch Jammerthal ist diese Erde!"
Thor, rief ein alter Fuchs ihm zu,
Laß mich mit dem Geheul in Ruh;
Und hüte lieber dich vor Fallen.

Der Mensch klagt oft das Schicksal an,
Und hat sich selber weh gethan.

Peters Heirathsgeschichte.

Wer ist der Mann mit dem grauen Haare, der da so rüstig an seinem Stecken daherschreitet, als wollt' er ein großes Erbe holen? Es ist der alte Peter. Seit fünfzehn Jahren Wittwer, geht er noch einmal aufs Weiben los! Seht wie er sich geputzt hat, wie Feigenludi. Der kleine Dreyspitz, der an so mancher Landmusterung ehedem paradirte, ist neu ausgeputzt; die blaue Sonntagskutte hat auch Pulver gerochen; die rothe lange Weste hat er vom Vater selig geerbt; sogar einen expressen Stecken hat er gekauft auf seine Brautfahrt.

Aber Vreneli in der Grasmatt ist auch ein Meitli darnach. Seine blauen Augen haben schon manchen jungen Purschen behext. In seinen falben Flechten ist schon manches Herz hangen blieben; und wenn es anfangt zu lächeln und zu schwatzen mit seinem hübschen rothen Mund, so geht den jungen Purschen im Kopfe alles ringsum wie eine Käfermühle.

Freylich hätte Vreneli lieber einen andern Schatz, als den alten Peter. Es ißt nicht eben gern geräucktes Fleisch, und wollte wohl lieber Spreuersäcke auf den Ofen lüpfen, als einen alten dürren Mann. Der Hübeli-Fritz mit seinem krausen Strubelkopf und den rothen Backen gefiel ihm viel besser. Der Aetti weiß auch nicht eben viel gegen ihn einzuwenden. Aber der alte Peter ist ein reicher Wittwer ohne Kinder, und Vreneli ist auch einzige Tochter, und hat Geld. Fritz aber hat wenig zu erwarten, obschon er gescheid und brav ist. Und drum soll er Vreneli nicht haben. Und der alte Peter hat das Wort vom Vater. Heute soll die Sache unter den Alten völlig ins Reine kommen, und darum schreitet Peter so geputzt einher, und die weissen Knöpfe auf seinem Kleid glänzen im Mondschein wie die Sterne.

Indessen briegget das arme Kind. Es hat dem Vater um Gotteswillen angehalten, aber umsonst. Da steht es nun im Mondschein unter dem alten Grunbirenbaum und jammert: „ach Müeti! Müeti! wärest du noch am Leben, du liessest dein einziges Kind nicht so verhandlen!" — Armes Vreneli! dein Vater sitzt drinne und rechnet wie reich Peter ist. — Ich kann dir nicht helfen. Aber während der Vater mit Ungeduld und Vreneli mit Thränen wartet, kommt Peter nicht, und die ganze Nacht nicht: und am Morgen nicht. Da ist er

in seinen Liebesgedanken in den Lengwald gekommen, und die Wiglen und Huuri haben ihm ein Brautlied gesungen, daß ihm die grauen Haare vor Schrecken den Hut gelüpft haben. Darob ist er verirret; und als der Mond sich hinter Wolken verbarg, und die Nacht schwärzer ward als sein Dreyspitz, da stand er im dicken Wald, und zerschlug sich die Nase an den Bäumen. Und als er endlich aus dem Wald heraus war, da schlug es an einem benachbarten Kirchthurm zwölf, und er war froh, wieder zu Menschen zu kommen. Aber er war übel ab Weg. Zwey Stunden beynahe zu weit rechts nach Nußdorf; und blieb dort übernacht, und schlich am Morgen ganz kleinmüthig in aller Frühe heim. Denn ihm kam's vor wie eine böse Vorbedeutung.

Fritz hatte dieselbe Nacht mehr Glück. In's Haus durfte er freylich nicht. Aber er war doch in der Nähe, und paßte verborgen auf alles. Da merkte er denn bald einen Kerl, der um's Haus herumschleicht wie einer der ein böses Gewissen hat. Und als endlich die Lichter löschen, schleicht der Kerl in den Stall, holt in der Stille ein Pferd heraus, sitzt auf, und fort! Wie der Blitz schießt Fritz hinter seiner Scheiterbeige hervor, faßt das Roß an der Halfter, reißt den Pursch herab, und hat glücklich einen ausgerissenen Schallenwerker gepackt. Jetzt wird's Lerm. Und der Vater, nun er muß doch mit Fritzen wohl freundlich thun, ohne den sein brauner Mönch ihm wohl nicht zwanzig Duplonen gegolten hätte! Und Vreneli denkt: Gottlob! wer weiß wie es noch gehen kann.

Aber — sagt ein Sprichwort — wenn eine alte Scheuer brennt, so ist nicht gut löschen. Die kalte Nacht im Walde und der ausgestandene Schrecken hatten des alten Peters Liebesfieber doch nicht ganz ausgelöscht. Die Tage waren nun länger geworden. Er konnte bey guter Helle den bösen Waldweg zurücklegen, konnte dann im nächsten Dorfe warten bis es dunkel ward, und von da konnte er doch nicht mehr verirren. So ward beschlossen, und da sitzt er nun jenseits des Waldes im Wirthshause bey seinem Schöpli, und wartet auf gute Zeit zum weitergehn.

Aber er ist noch nicht lang gesessen, so kommt ein altes Weib herein, und Peter erschrickt, daß ihm Essen und Trinken vergeht. Es ist die alte Else im Graben, eine berühmte Wahrsagerin. Sie kann in einem Glase Wasser ferne und zukünftige Dinge sehn; kann für unsaubere Geister einlegen, und Bann und Hexerey aufheben, und verdient mit diesen losen Künsten ihr Brod mehr als genug. Sie kennt den alten Peter wohl. Sie hat ihm schon manchmal für's Unthür Zeug gegeben. Sie weiß daß er Lust zum Heirathen hat; aber das ist ihr eben nicht recht. Wenn das gescheide Vreneli von der Grasmatt in's Haus kommt, so kann ihr Lügen-Verdienst dort wohl ein Ende nehmen. Darum grüßt sie nun den alten Bräutigam gar seltsam. „Grüß Gott, Peter," sagt sie, „und Glück auf den Weg, du hasts nöthig. Hihihi! — Ist heute nicht Mittwoch? Ist das nicht ein unglücklicher Tag zu allem? Ist nicht der erste May, wo alle Hexen zum Blocksberg fahren, und alle bösen Geister losgebunden sind? Und du willst heute auf die Buhlschaft? Hihihi! Soll ich dir sagen wie es kommen wird?" Hier trank sie hurtig sein Glas aus, füllte es mit Wasser aus dem Schwenkkessel, stellte es vor

dem Erschrockenen auf den Tisch, und fuhr fort: „Ja, ja, das geht lustig zu! Die junge Frau hat viel gute Freunde, und der alte Mann viel graue Haare; die junge Frau bringt alle Jahr ein Kind, und der alte Mann muß Vater heissen, er mag's seyn oder nicht. Hihihi! Was für große Kaffeekannen, und Küchelpfannen; was für sidige Halstücher und Tschöpli seh' ich da.“ So fuhr der Unglücksvogel noch lange fort zu pfeifen, und Peter schlich sich davon wie die Katze aus dem Taubenhaus, und floh in aller Eile nach Hause. Und so war Vreneli durch den Aberglauben noch einmal, wenigstens für eine Zeit, gesichert.

Aber der Aeiti ward bitter böse, daß er abermal umsonst für den vermeinten Bräutigam seiner Tochter eine Hamme hatte kochen lassen; und ziemlich laut sprach er von alten Narren, die nicht wissen, was sie wollen. Und Vreneli dachte: Gottlob! wer weiß, wie es noch kommt.

Wer doch jetzt in Peters Kopf sehn könnte! da gehts durcheinander wie in einem Ameisenhaufen! bald steht Vreneli mit den blauen Augen und den falben Flechten vor seinem Sinne, und er meynt: es wäre doch lustig wenn — — bald aber kommen die seidenen Halstücher und die Hoffahrt der jungen Frau ihm quer über den Weg. Dann meynt er: was wollte die alte Hexe wissen! Dann dünkts ihn, er höre schon die jungen Pursche um's Haus schleichen. Kurz er wußte nicht, woran er war, wo aus er sollte; und so gieng abermal eine gute Zeit hin, ehe er zu einer neuen Brautfahrt sich entschliessen konnte. Aber Vrenelis Vater ward je länger je unwilliger, weil er nicht wußte, was er denken sollte. Schreiben konnte Peter leider nicht; und mündlich mochte er sich auch niemand anvertrauen. Es war so schon ein Gerede über ihn, und die Buben neckten ihn überall: „Peter! willst bald Hochzeit machen? ich will denn dein Knecht seyn u. dgl.“ Das war freylich alles von der alten Else angezettelt; das wußte aber Peter nicht. Und so standen ihm allemal die Haare zu Berge, wenn er sich so anreden hörte.

Indessen, was thut die Liebe nicht! Peter war nun einmal in das hübsche Meitli vernarret, wie eine Katze in eine Bratwurst. Dazu hatte er ja schon gewissermaßen sein Wort gegeben. So macht er sich zum drittenmal auf seine alten Stelzen; aber mit dem festen Vorsatz, wenn dißmal wieder ihm etwas paßire, so wolle er das Weiben für sein Lebenlang aus dem Sinne schlagen.

Es ist aber ein gar seltsamer Gang, den Peter jetzt machte. Furcht und Hoffnung begleiten ihn. Bald lauft er, als wollte er einen Haasen erspringen. Dann geht er so langsam, als rechnete er das Sand im Wege aus. Dann steht er gar stille, schüttelt den Kopf, daß der Dreyspitz wackelt. Kurz ich seh' ihm's an, es ist nicht recht richtig unterm linken Knopfloch. So langt er endlich unten am Berg an, wo der Bach vorüberfließt, und steht hier noch einmal still. Es ist schon ziemlich dunkel, und er hat nicht gemerkt, daß jemand von weitem hinter ihm drein kommt. Er geht über den schmalen Steg, und — o weh! da bricht unter ihm das alte Holz, und der geputzte Bräutigam liegt tief im Wasser! — Jetzt ersauft er, und die Geschichte ist aus. So meynt vielleicht der geneigte Leser. Aber nein, so übel ists nicht.

Gleich nach ihm springt auch der Je-

mand hinter ihm in's Wasser, reißt den alten Mann heraus, und bringt ihn mit Schütteln und allerley Versuchen bald wieder zurecht. Wie erstaunt aber Peter als er in seinem Retter eben den Hübeli-Fritz erkennt, den er sonst, als seinen Nebenbuhler, so manchmal dahin gewünscht hatte, wo der Pfeffer wächst! — Mausnaß langen beyde nun in der Grasmatte an. Peter wird auf Fritzens klugen Rath sogleich in's Bette gebracht, und während Fritz sich mit entlehnten Kleidern von einem Knecht, in's Trockne legt, kocht Vreneli Kaffee, und briegget, und weiß nicht, wie das noch kommen wird.

Jetzt aber erzählt Peter umständlich alle die Unfälle, die er auf seinen Brautfahrten erlitten hat. Er sagt, daß es ihm scheine als wolle der Himmel ihn selber von seinem Vorhaben abmahnen, und sey demnach entschlossen gar nicht zu heirathen. Vreneli sey also frey. Und wenn sie denn doch den Hübeli-Fritz so gerne wolle, so lege er für ihn ein gutes Wort ein.

Vrenelis Vater meynte zwar, das pressire noch nicht. Fritz habe doch gar zu wenig Vermögen. Aber die Todesgefahr hatte Peters Herz weich gemacht. Er blickte seinen Retter dankbar an, und sprach: „wenns dir nur daran fehlt, Fritz, so geb' ich tausend Pfund Ehesteuer!“

Jetzt ist alles gut. Der Aetti giebt seinen Willen drein, und Vreneli hat ausgebriegget, und Fritz will's vor Freuden fast zu Tode küssen.

Der Bote kann zum Beschluß versichern, daß sie eine glückliche Ehe führen; daß der alte Peter zum ersten Buben nach einem Jahr Götti war, und versprochen hat, er wolle dem Sohn im Testament danken, was der Vater an ihm gethan habe.

Ey du garstiger Mann!

Wo aus Hans? Zum Schärer! — Wo fehlts? Heh! mein Kind ist krank, es hat die Auszehrung! Dafür wird dir der Doktor wohl die Eselsmilch anrathen: — „Heh! das hilft nüt! mys Ching hes es ganzes Jahr am Müeti g'soge, und ist notti nit g'sund worde.“

Ey du garstige Frau!

Weißt du auch, Bäbi, daß dein Mann frisch und gesund aus dem Feldzug heim kommt? Eh! das wär der Tütschel! I has de no däicht, Uchrut verdirbt nit.

Eine Geschichte, wie's viele giebt.

Der Joggeli und das Babeli zanken auch einmal miteinander; und da soll der Vorgesetzte im Dorf Frieden stiften, wie schon mehrmal: und sie suchen ihn auf der Zelg, wo er arbeitete, und Joggeli bringt eine schwere Klage vor, und Babeli spart das böse Maul auch nicht. Der Vorgesetzte mahnt zum Frieden, und sie versprechen alles Guts, und haben's gehalten ganze dreyhundert Schritte lang. Da ist aber der Bärentanz wieder von vorne angegangen. Babeli geht zuerst durch das Thürli, und schletzt hinter ihm zu, und trifft der Joggeli an's Bein. Jaggeli nit ful, springt auf sein Babeli los, schlagt es zu Boden und sagt: du Hex! hest mi mit em Thürli welle z'tod schlah! — Da schreit Babeli: ojeh, ojeh: i ha my Rücke u mys Bei broche,

Der Jahrmarkt zu Rumpelsdorf.

i cha nimme stah! — Joggeli in der Angst holt seine Stoßbäre, und führt mit großer Angst sein armes Weiblein heim, und will sie durch die Stege hinauf in's Bett schleppen, und Elsi, Joggelis Mutter will helfen. Da giebt ihr Babeli mit dem gebrochenen Bein einen Stoß, daß sie zurückfährt. Jetzt meynt sie der Mann sollte das Weib ebensomehr grad aufhenken. Ist aber nicht geschehen, sondern man hat den Schärer gereicht. Der visitirt das Babeli, aber es war alles pfennigganz an seinem Leibe, und doch will es weder stehen noch gehen. Indeß nun der Schärer mit dem Joggeli im Pintenschenk einen Schoppen trinkt, und noch einen dazu, so sprengt das todkranke Babeli die Thür auf, und — lauft davon. Und wie's weiter folget.

Was soll man daraus lernen?
Es heissen nicht alle bösen Weiber Babeli.
Aber alle Weiber die bös sind, sind Babeni.
Böse Mannen giebts aber keine als — der Joggeli.

Der Jahrmarkt zu Rumpelsdorf.

(Fortsetzung.)

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Und auf dem Markte sah ich weiter
Der Hoffahrt viel für schöne Kleider;
Da kommt der Mädchen ganze Schaar,
Und kauft. — Der Aetti kratzt im Haar,
Und seufzet: o du böse Welt!
Wie komm' ich um mein gutes Geld.
Als ich zum Kachelmärit kam,
Allda ein Pferd den Reißaus nahm,
Und tanzet hopsa! Blind und dumm
Auf Häfen und auf Kacheln rum,
Bis hundert Kacheln ganz zerheien.
Der Krämer flucht, die Weiber schreien:
Und als es endlich kam zum zahlen,
Da gabs Gesichter ganz zum malen.
Auch schöne Sachen sind zu sehn.
Hunde, die auf zwey Beinen gehn;
Es hat ein kunstgerechter Schneider
Für sie gemacht viel schöne Kleider.
Die Stiere sind fürwahr nicht dumm,
Spazieren gar ernsthaft da herum;
Thun sich gar höflich präsentiren
Und Euch flugs vor's Gesicht — hofieren.
Kommt her und seht, wenn ihr bezahlt,
Da ist auf Tuch gar schön gemalt
Die grausam-schreckliche Geschichte
Von Mördern auf dem Hochgerichte;
Auch wird den Alten und den Jungen
Davon ein langes Lied gesungen.
Da reuen euch die Batzen nicht.
Doch wenn ein Kluger zu euch spricht,
Ihr sollt den Kindern Bücher kaufen,
So fangt ihr an davon zu laufen,
Und wollt das Geld viel eh — versaufen.
Paß auf! Es kommt ein Schelm daher
Und stiehlt dem Krämer. Ungefähr
Sieht das ein andrer, packt ihn an,
Und er wird billig eingethan.
Was hat der nun vom Markt zum Lohn?
Nur Schand und Schaden, Spott und Hohn.
Der Peter trinkt sich einen Rausch;
Macht in dem Handel bösen Tausch;
Kauft eine Kuh mit lahmem Bein,
Verliert sein Geld noch oben drein.
Nun kommt er heim zum lieben Weib,
Die fährt ihm tüchtig auf den Leib,
Und schilt ihn aus, wie einen Buben;
Mein Peter flieht beschämt zur Stuben,
Hier fährt sie ihm gar in das Haar.
O Peter! O du armer Narr.
Was lehrt nun das? Wie viele laufen
Zum Markt, um Schaden da zu kaufen!

Avis-Blatt.

Ab der Latreyen-Weid ist ein Gusti entloffen, rothblösch — — und empfiehlt sich um die Hühneraugen ohne Schmerz zu vertreiben.

Der bekannte und berühmte Wanzenspiritus kostet am Orte selbst — — die Elle 8, 10 bis 12 bz. je nach der Breite.

In einem Töchtern-Institut zu A. ist wirklich eine Stelle ledig für — eine dreyfärbige Katze mit mutzem Stiel.

In eine neu errichtete Fabrike wünschte man einen treuen, verständigen Arbeiter. Er müßte sich aber — — Dienstag den 20. vom Morgen 9 bis Abends 4 Uhr beym Viererhäusi untenaus mit dem Brand auf die Hörner zeichnen lassen.

Künftigen Mittwoch den 20. fährt eine große Berline — — vom Wyssenstein über die Hasenmatt, und hinab auf Grenchen. Dem Wiederbringer ein Trinkgeld.

Der Kammersänger Mire, dessen herrliches Organ überall Bewunderung erregte — — ist auch vorzüglich aufs Trüffelsuchen abgerichtet.

Vorigen Dienstag ward von einem Hause weggelockt ein Mopshund, auf dessen Halsband zu lesen ist: — — — er empfiehlt sich um geneigten Zuspruch.

Beym Zuckerbeck Dessert sind alle Tage frisch zu haben: — Hohlziegel, Kaminsteine, Besetzplättli und andre gebrannte Waare.

Ein junger Offizier, der in Kurzen einen Feldzug mitmachen muß, wünscht de rencontre zu kaufen — — Verwahrung vor Feuersgefahr.

Beym Buchhändler Paxerasse: Unterhaltungen für Frauenzimmer, mit einem Anhang — — Naturgeschichte der Flöhe, mit Kupfern.

Hr. Fabian Zankeisen, Rechtsagent, hat die Spedition übernommen von — — Kannt über den ewigen Frieden.

Ein Frauenzimmer, das lange in einer beliebten Erziehungs-Anstalt gearbeitet hat — empfiehlt sich für Wind- und Wetterfahnen auf Häuser und Thürme zu pflanzen.

Ein Kartoffellied.

Einst vom Himmel schaute Gott
Auf der Armen bittre Noth:
Nahe giengs ihm; und was that er
Uns zum Trost, der gute Vater?
Regnet er uns Mana-Brod?

Nein, ein Mann ward ausgesandt,
Der die neue Welt erfand!
Reiche nennen's Land des Goldes;
Doch der Arme nennt's sein holdes
Nährendes Kartoffelland.

Nur ein Stücklein eingesteckt,
Und mit Erde zugedeckt!
Unten hat dann Gott sein Wesen!
Kaum sind Hände gnug zum Lesen,
Wie es unten wächst und heckt.

Was ist nun für Sorge noch?
Schön und gut im Korbe, hoch
Dampft Kartoffelschmaus für alle!
Unsre Milchkuh auch im Stalle
Nimmt ihr Theil. O freut euch doch.

Nun, so nehmt und eßt bis satt,
Was Euch Gott bescheeret hat;
Nehmt, und eßt, und dankt mit Freuden!
Meisterlos, wem sie verleiden!
Vivat die Kartoffel-Saat.

Wie man's nimmt.

Der Schneider-Ludi will einmal auch einen hochdeutschen Gesellen anstellen, damit er auch sprechen lernt. Aber gleich den ersten Tag giebts Händel. Ludi sagt nämlich zum Gesellen: „Dir syt de fry gar e tolle Kerli!“ Was? schreit der, ich bin toll? Meister das ist nicht wahr, ich bin nicht toll! Und der Ludi war gar kaput, und hat es in seinem Sinn doch gut gemeint. Aber er wußte nicht, daß toll im deutschen so viel heißt als rasend. Den Tag drauf versteht Ludi den Gesellen nicht recht; der wird ungeduldig und sagt: Meister — ich glaub er ist taub! „B'hütis ney, i bi nit höhn, i bi gar wohl z'friede. Aber so ward's wieder nicht gemeint, sondern taub ist so viel als übelhörend.

Am ärgsten aber kam's als Ludi vom Herrn Pfarrer sagte: er ist gar e niederträchtige Herr! Was? der Pfarrer niederträchtig? Weiß er, Meister, daß das geschimpft ist? Und war wieder Mißverstand, denn Ludi meinte der Herr sey gar nicht hochmüthig. Aber niederträchtig heißt soviel als schlecht und ehrlos. — Sie haben lange nicht gewußt, wie sie einander nehmen sollen. Und als sie einander endlich besser verstanden, zog der Geselle weiter, und Ludi sagt seither: ich will mein Lebtag deitsch sprechen, so verstehn mich die Leit besser!

Man weiß nicht immer, was man findet!

Dem Hudel-Sami sein Bube wußte, daß in des Nachbars Scheuer ein Huhn im leeren Stalle in die Krippe legte, und da hatte er sich schon ein paar Male Eyer geholt. Und nach etlichen Tagen schleicht er auch wieder in den Stall, und greift hin — schreit gar erbärmlich. Die Eyer waren weg, aber die Katze hatte ihre Jungen in's Nest gelegt, und beißt und kratzt den Schelm gar erbärmlich. Wenn's ihm das Stehlen vertrieben hat, so hat die Katze großen Dank verdient.

Mit gleicher Münze bezahlt.

Der Lüg-Melk meint, er ist der witzigste, weil er einem jeden eine Lüge anhenkt, wo er nur kann, und alle zum Narren hält, wenn's möglich ist. Aber Schmieds Peterli, ein Bube von etwa 12 Jahren, hat ihn auch bezahlt. Der kommt im vollen Lauf in's Dorf gerannt. Peterli was hets gä, daß du so laufst? fragt Melk. Heh, da ist dunte im Wald ame fürnehme Herr sy Gutsche zerheit, un i wot der Aetti reiche. Melk macht sich auf die Strümpfe, will den vornehmen Herrn und seine Kutsche auch sehen. Man kann nicht wissen, denkt er — er könnte mir ja helfen daß ich — Leutenant würde. Er lauft, daß er schnaufet, und findet — einen zerbrochenen Mistwagen.

„Peterli, du Galgenstrick, du hast mir gelogen!“ Heh, meinst du denn du habest allein das Recht dazu, Lüg-Melk?

Kurzweiliger Mißverstand.

Jener Mauser, der von seiner Mauserey immer eben so hochtrabend sprach, als kaum ein König von seinem Reiche, ist zwar längst gestorben. Aber es giebt immer noch Leute, die sich mit ihrer kleinen Person groß machen. Der Kaminfeger Y. spricht von seiner ausnehmenden Geschicklichkeit, und von den

schönen Testimonien die er von vornehmen Herrschaften besitze, gerade wie ein Marktschreier. Und wie diese sucht er alle andern schwarzen Handwerksgenossen zu verkleinern. Besonders ist ihm der S. ein Dorn im Auge. Der erfrechet sich sogar in seinem Amtsbezirke zu rußen. „Aber ich will ihm schon den Meister zeigen! Ich habe die Karte im Sack, daß niemand als ich in diesem Amte die Kamine rußen darf! Und — es wird jetzt bald anders werden, wenn das Amt in zwey Theile getheilt wird!“ „Was, fragen die Gäste im Wirthshause, in zwey Theile? Woher weißt du das? Wo kommt denn der neue Amtssitz hin? Welche Dörfer kommen in's neue Oberamt?“ — Da erklärt denn Meister Fego.: „Jä! es ist nit vo wege zweue Herre Landvögte! das geit die nüt a! es geit nume mi a, u der Chemifeger-Meister S. zu L. vo dem ig ech brichtet ha — vo wegem Rußе!“ — Oho! isch es so g'meint!

Der Eicheln-Prozeß.

In einer gewissen Gegend waren im Jahre 1822 die Eicheln sehr reichlich gerathen. Die Gemeinde ward versammelt, und es ward durch Stimmenmehr erkennt: die Eichwälder sollen in gewisse Quartiere getheilt, diese an öffentlicher Steigerung an die Meistbietenden verkauft, und der Ertrag in den Gemeinds-Säckel gethan werden, wie das schon lang üblich gewesen; und so wars gut.

Doch nein! Es war nicht gut. Denn da war einer, der meinte es wäre nichts in der Welt gut, wozu er nicht gerathen habe. Und weil er eben an jenem Tage nicht dabey, sondern an einer Kindbetti war, so war's schon nicht recht. Vielleicht fand er auch auf diesem Wege seinen eigenen Vortheil nicht. Genug, er sinnt darauf den Gemeindbeschluß zu stürzen. Und wie denn ein altes Sprüchwort sagt: ein Narr macht viel Narren; so fand er für seine Umtriebe bald Gehülfen. Am Tage der Steigerung gehn sie zusammen hin, und fangen an zu opponiren, raisoniren, disputiren, und wollen die Sache hintertreiben. Umsonst; man lacht sie aus, und sie müssen unverrichteter Sachen mit langen Nasen abziehn. Und so wars gut.

Doch nein! Es war noch nicht gut. Denn nun lassen die störrischen Köpfe eine förmliche Klagschrift machen, worinn' sie behaupten: es sey bey dem Gemeindbeschluß nicht richtig und recht zugegangen. Sie treiben ihr Geschrey so weit, daß die Sache richterlich untersucht wird, wo es sich denn zeigt, daß die Sache in beßter Ordnung vorgegangen, und also mit Unrecht geklagt worden sey. Der Gemeindbeschluß wird also bestätigt. Und so wars gut.

Doch nein! Es war noch nicht gut. Denn, wie geschrieben steht: wenn du den Narren im Mörser zerstießest, er ließe nicht von seiner Narrheit. So gehn sie noch einmahl hin, laßen eine neue Schrift machen, die brav Geld kostet, und wollen das Urtheil rekurriren. Aber der die Schrift überbringt, kommt — an den kühlen Schatten: die Sache bleibt wie sie war: die Revolutions-Männer müßen alle Kosten bezahlen, und haben nun den Spott zum Schaden. Und so wirds nun endlich wohl gut seyn.

Mein Correspondent schließt seinen authentischen Bericht mit folgenden Reimen:

Drum liebe Leute allzugleich,
Ihr möget seyn arm oder reich,
So zankt doch nicht um Kleinigkeit:
Bleibt fest bey der Gerechtigkeit:
Und fangt nicht Streit und Unruh an,
Denn das thut kein gescheider Mann.
Und wenn auch laut ein Trotzkopf spricht,
So laßet euch bethören nicht;
Sonst trift das Sprüchlein wörtlich ein:
Der Spott wird gleich beim Schaden seyn.

Aus der Lebensgeschichte des hinkenden Boten.

Der Bote meint, daß er mit seinem schönen Kalender sich schon viele gute Freunde und Gönner im Lande herum erworben habe. Denen will er nun damit eine Freude machen, daß er ihnen aus seinem Leben allerley erzählt, damit sie doch auch wißen, wie er ein so gelehrter und witziger Mann worden ist.

Mein Vater war ein armer, aber ehrlicher Schuster. Ehmahls hatte er in Preußen gedient, und war dann mit Abschied wieder heim gekommen. Er war daher gerad aus, deutsch und derb, und ließ nicht auf der Nase sich trommen. Ließ man ihn aber ruhig, und spottete nicht über seinen Schnauz, oder über sein Handwerk, so war er die beßte Seele. Er hielt viel auf Verstand und Ehrlichkeit; und wer das nicht hatte, war sein Freund nicht.

Meine Mutter war eine gute Frau; aber vor lauter Güte oft schwach, ein andermahl konnte sie über Kleinigkeit in großen Zorn gerathen. Abergläubig war sie gar sehr; und der Vater hatte genug zu wehren, daß sie nicht einen elenden Fürchtibutz aus mir machte, und mir den Kopf mit Gespenstern und bösen Geistern füllte. Ueberhaupt stimmten beide in der Erziehung nicht überein, und es wäre wohl nichts Gutes aus mir geworden, wäre nicht der feste vernünftige Sinn des Vaters allemahl durchgedrungen.

Meine Großmutter von der Mutter her lebte auch bey uns. Die gute alte Frau hätte mich gerne mit lauter Caffe und Lebkuchen gefüttert, und unter ihrem Fürtuch mich vor jedem rauhen Lüftlein bewahrt; denn der kleine Bube war ihr Herzblatt, und sie weinte immer viel ärger als ich, wenn ich etwa einmahl die Ruthe kriegte. — Und so weiß der Leser nun, welche Leute das waren, die mich empfiengen, als ich mit hellem Weinen ins Leben herein zappelte.

So bald ich auf der Welt war, lief die Großmutter zu ihrem lieben und getreuen Rathgeber, dem Kalender. Und ich glaube sicher, daher kommts, daß ich in meinen alten Tagen noch hinkender Bote geworden bin. Aber was war das für ein Jammer, als es eben Mitwoch und dazu ein verworfener Tag war. „Ach! daß sich „Gott erbarme! Das arme Würmlein wird „sicher verderben.“ Aber der Vater eiferte: „Eitel Narrenspoßen und kein Ende! Seht „nur den Purschen an, er ist ja so gesund als ein Kegel, und schreit so kräftig „wie ein Platzmajor! Neh! du lieber Gott! „Du läßest meinen Jungen gewiß nicht „verderben, und weißt wohl in deinem lieben Himmel nichts von verworfenen Tagen.“

Der Tanz gieng noch einmahl los, ja noch manchmahl. Denn kaum war ich eingefäschet, als die Großmutter mich — in die Tischdrucke legen wollte. „Ei Potz Bomben — eiferte der Vater, was soll die „Narrethei?“ Je — das ist gut fürs Hun-

„gerleiden! „So! Hört Mutter, bin ich „auch in der Tischtrucke gelegen?“ Ja freilich! „Nun so ist euere Kunst keine alte „Schuhsohle werth, denn ich habe manchmal gehungert wie ein Wolf; und hätte „ich den Bauern gewiß nicht so manche „Gans gestohlen, wenns der Hunger nicht „gethan hätte. Gebt her den Jungen, ich „weiß was beßeres. Damit warf er seine „Kappe weg, hob mich auf beiden Armen „in die Höhe und sprach: lieber Herrgott, „laß du mein Kind am täglichen Brodte „nicht Mangel leiden.“ Und so legt er mich still in die Wiege.

Bey der Taufe sollte das abermal angehen. Aber der Vater untersagte alles und jedes übergläubige Spiel. „Ihr sollt meinen Buben nicht mit heidnischen Gräueln „zur christlichen Taufe tragen. Punktum — „abmarschiert.“ Und nun wußten alle, daß geschwiegen werden mußte.

Die geneigten Leserinnen denken vielleicht: das war ein Haustyrann! Die Männer aber denken in der Stille: er hatte Recht. Und der Bote muß ehrlich auch so sagen, wie der Leser bald mit mehrerem vernehmen soll.

Also, der Vater war Soldat gewesen, und an strenge Ordnung und Subordination gewöhnt, und Gehorsam war der Grundsatz, auf den er sein ganzes Hausregiment baute. Mit mir hatte ers eben so. Ich sah ihm bald an den Augen ab, was die Glocke geschlagen hatte; und gehorchte ich nicht aufs erste Wort — dann kommt ohne Fehler das bittere „muß“! Wenn die Weiber lange und breite Predigten anfiengen, und „ey du garstiger Bube! aber ists möglich“ — Höre Rudeli — dann rief er: „Stille! Junge hieher, und stockstille.“ Punktum abmarschiert. Und so wußt ich am Ende nichts anders, als unbedingt gehorchen. Und auf Ehre kann ich versichern, daß ich bei dieser Gewohnheit mein Lebenlang mich wohl befunden habe, und meinen Vater noch im Grabe für seine Strenge segne.

Meint nun der Leser, der Vater hat gewiß fleißig Wix ausgetheilt? Mit Verlaub, so wars nicht. So lang ich nur Kindereien und dumme Streiche machte, wie diese dem lebhaften Buben angewachsen sind, so blieb er immer bei ernsten Worten. Sie waren aber so ernst, daß ich schon voraus darob zitterte! So wollt ich zum Exempel einmal bei einer Scheuer mit einem Steine Spatzen tod werfen. Unglücklicher Weise traf ich aber ein Huhn, und warf ihm ein Bein entzwei. — Da hielt mir der Vater das Thier vor meine Augen und sprach: siehst du, Junge, das zerschmetterte Bein? Hörst du, wie das arme Thier vor Schmerz schreit? — Das hast du gethan! Geh heim und rühre dich nicht. — Abmarschiert. Und das gieng mir so tief ins Herz, daß mir das Huhn wieder leibhaft vorkam, als mir nachher mein linkes Bein weggeschossen wurde.

Gabs aber wirkliche Bosheiten und muthwilligen Ungehorsam, dann gabs freilich auch Schläge. So ertappte er mich einmal ob einer Lüge. Als wäre er heftig erschrocken läßt er Leder und Leisten aus der Hand fallen, und fragt: Junge — hast du nicht gelogen? Hätte der Leser gesehen, wie er dabey so fürchterlich ernsthaft aussah, er hätte gewiß auch bekennt wie ich. Gelogen hast du also? Ja Vater weinte ich! Wußtest du, daß du eine Lüge sagtest! Ja Vater! Wußtest du daß Lügen

Sünde ist? Ach, ja Vater, frage nicht mehr, ich will — hier deutete er auf die Ruthe! Ich brachte sie her; langsam hob er sie auf, und sprach: Ach, mein Gott, ich muß meinen Sohn für eine Lüge strafen — vergieb ihm — und nun kriegt ich sechs Hiebe auf die Hände.

Und ich kann mir nicht helfen, ich meyne immer noch, gerade so sollte man Kinder strafen.

Meint ihr, ich hätte vor dem strengen Vater mich gefürchtet? Mit Nichten! Ich hieng wie eine Klette an ihm, und war nirgends lieber als bey ihm, obgleich ich nicht wußte warum. Aber er war auch gar gut, sofern nur ich gut war. Er wußte so mancherlei lustige, oder fürchterliche Geschichten zu erzählen, wußte mich immer mit allerlei zu beschäftigen, und war dabei so lustig, daß ich immer lange Weile hatte, wenn er nicht zu Hause war.

Zur Schule hielt er mich gar fleißig. Zwar gefiel ihm der damahlige Gebrauch gar nicht, wo man mit den Kindern nichts vornahm, als daß man sie mit Auswendiglernen marterte. „Das ist ja leeres Ge„plapper, sagte er, und geht man bei der „Schule vorbei, so ists ja eben als wär „es ein Gänsestall.“ Gleichwohl mußt ich hin, aber von ihm zu Hause lehrt ich damals mehr als vom Schulmeister. So bald ich recht reden konnte, gab er mir kleine Täfelchen, worauf die Buchstaben aufgeklebt waren, die lernt ich dann leicht kennen. Jetzt mußt ich sie im Buche aufsuchen. Da giengs zu den Sylben und Worten, die er mir vorsprach, bis ichs recht machte. Jetzt mußt ich aus dem Kopf buchstabieren, Hund, Katz, Haus, Baum, alles bekannte Dinge; und da ich begreiflich mehr Freude daran hatte, als an den unbekannten Namen im Namenbüchlein, so lernt ich mit Lust. Kam ich denn aus der Schule heim, so mußt ich neben seinem Werktischli alles wiederhohlen. Oft kam er selber in die Schule, und fragte genau nach meiner Aufführung und Fleiß, und da mußt ich ja wohl gut thun.

Indeß war ich ein wilder Junge, so gut als andere, und machte manchen tollen Streich. So wollt ich einmal absolut die Katze buchstabieren lehren; und da die Bestie so gar dumm that, gabs Schläge. Das nahm sie übel, und zerkratzte mir die Händchen gar miserabel. Ein andermal gieng Feuer auf im Dorfe; mein Vater war denn immer voran und half; da lief ich nach, und wollte auch helfen, und ergriff ein Paar Stiefel anstatt Feuereimer, und schöpfte Waßer damit, daß die Leute sich halb krank lachten über mich.

Ich war nun zehn Jahr alt, munter und lustig. Da starb die Großmutter, und hab ich mir fast die Augen ausgeweint, um die gute Frau. Das Psalmbuch, das ihr der Pfarrer schenkte, bei dem sie gedient hatte, vermachte sie mir auf dem Todbett, und ich bewahr es noch jetzt als ein werthes Angedenken.

Künftiges Jahr erzähl ich Euch aus meinem Leben als Jüngling; wenn der geneigte Leser nichts dawider hat.

Ist auch wahr.

N. — Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben.
B. — O ja! Nur stechen die Dornen mich eben.

Kann wohl seyn.

A. — Friede ernährt, Unfriede verzehrt.
B. — Das hat gewiß kein Jurist gelehrt.

Brosamen von des Herrn Tische.

Die Bettler sind gerade das für ein Land, was die Läuse und die Flöhe für Menschen und Thiere.

Gemeinnützige Leute sind so selten! Nicht doch! Es giebt ja so viele, denen die Gemeine nützen soll.

Die Weiber sind veränderlich. Aber wenn werden sie sich einmal zum Guten verändern?

Wenn sich aus Galle und Staub Brodt knetten ließe, so würden die Schulmeister viel an ihren Einkommen ersparren. Wären alle Schneider Haasen, wie die böse Welt sagt, so wären die Filzhüthe wohl nicht so theuer.

Kleider machen Leute! Das kann seyn; nur machen sie nicht Menschen!

Peter sagt immer: ich will mich aufhängen laßen, wenn — — Was hilft all das Reden? Thue es nur einmahl, so glauben wir deinen Worten.

Mancher meint: Hah! Eine Gemeinde hat noch einen Arm! — Ja, aber selten einen Kopf, der den Arm regiert.

Mancher sagt: „ich fürchte keinen Teufel!“ und — „ich glaube keinen Teufel.“ Und doch sind das die Menschen, die gerade so leben, als wären sie bey ihm in die Schule gegangen.

Was das Gewissen nicht thut.

Zu zweyen Brüdern, guten und braven Handelsleuten in Deutschland, kommt ein armer Bettelknabe, und übergiebt ihnen eine versiegelte Schachtel (Druke.) Die Leute, die um ihrer bekannten Gutmüthigkeit willen schon oft mit dergleichen Dingen angeführt wurden, trauen dem Spiele nicht, und fragen den Buben genau aus über alles. Er weiß ihnen aber nicht mehr zu sagen, als: ein unbekannter Herr habe ihms übergeben, daß ers ihnen bringe; — Sie gehn nun mit ihm auf die Polizey, dort wird er noch einmahl examinirt, und giebt den nämlichen Bescheid. Jetzt wird die Schachtel vorsichtig eröfnet, und darin liegen 600 Thaler baaren Geldes. Woher kommen diese? Das sagt ein Zettel, der dabey liegt: jemand habe sie vor mehreren Jahren um so viel betrogen, ohne daß sie es hätten merken können, bis sie die Jahres-Rechnung geschlossen. Er erstatte nun das Capital, und lege auch die Zinsen bey, damit sein Gewissen Ruhe habe.

Der Bote wünschte, daß alle, die betrogen haben, desgleichen thun möchten!

Ach! wer keis rüewigs Gwüße het,
Schlaft nüt im beßte Federbett!
Sys Gwüßen ist e Bölima
Vor dem er nie ervrünne cha.

Vergleichungen.

Aufklärung ohne Rechtschaffenheit ist eine Fackel in der Hand eines Narren.

Witz ohne Verstand und gutes Herz ist eine zweyschneidiges Messer in der Hand eines Kindes.

Reichthum bey einem schlechten Herzen ist ein goldenes Halsband an einem bösen Hund.

Weltehre ohne Verstand und Tugend gleicht einer aufgeblasenen Seublatter.

Arbeiten und nicht sparen heißt Wasser schöpfen in ein Faß daß keinen Boden hat.

Ein Mensch, der sich voll säuft, gleicht einem Thier, das auf zwey Beinen geht.

Spielkarten sind — Eintritts-Billete ins Armenhaus.

Büchertitel kommen mir vor wie Perrücken. Man weiß von beyden nicht was drunter steckt.

Die heutigen Prophezeihungen sind die Schellen an der Narrenkappe der Menschen.

Die Wahrheit ist gleich der Pomeranze. Sie ist bitter aber dem Magen gesund.

Schmeicheley bekommt dem Menschen gerade wie neuer Wein. Er ist süß, macht aber Winde und Blähungen.

Allgemeine Betrachtung über das Weltgebäude.

Dem geneigten Leser, wenn er zwischen seinen bekannten Bergen und Bäumen daheim sitzt bey den Seinigen, oder bey einem Schöpplein im Wirthshaus, so ist's ihm wohl, und er denkt just nicht weiter. Wenn aber früh die Sonne in ihrer stillen Herrlichkeit aufgeht, so weiß er nicht, wo sie herkommt, und wenn sie Abends untergeht, weiß er nicht, wo sie hinzieht, und wo sie die Nacht hindurch ihr Licht verbirgt, und auf welchem geheimen Fußpfad sie die Berge ihres Aufgangs wieder findet. Oder wenn der Mond einmahl bleich und mager, ein andermal rund und voll durch die Nacht spaziert, er weiß wieder nicht, wo das herrührt, und wenn er in den Himmel voll Sterne hinaufschaut, einer blinkt schöner und freudiger als der andere, so meint er, sie seyen alle wegen seiner da, und weiß doch nicht recht, was sie wollen. Guter Freund, das ist nicht löblich, daß man so etwas alle Tage sieht, und fragt nie, was es bedeutet. Der Himmel ist ein großes Buch über die göttliche Allmacht und Güte, und stehen viel bewährte Mittel darin gegen den Aberglauben und gegen die Sünde, und die Sterne sind die goldenen Buchstaben in dem Buch. Aber es ist arabisch, man kann es nicht verstehen, wenn man keinen Dollmetscher hat. Wer aber einmal in diesem Buch lesen kann, in diesem Psalter, und liest darin, dem wird hernach die Zeit nimmer lang, wenn er schon bey Nacht allein auf der Strasse ist, und wenn ihn die Finsterniß verführen will, etwas Böses zu thun, er kann nimmer.

Also will jetzt der Verfasser eine Vorlesung halten, zuerst über die Erde und über die Sonne, darnach über den Mond, und dann über die Sterne.

Die Erde und die Sonne.

Nach dem Augenschein und nach dem allgemeinen Glauben wäre die Erde mit allen ihren Bergen und Thälern eine große runde Fläche, gleich einer ungeheuer großen Scheibe. Am Rande derselben weiter hinaus kommt nichts mehr, dort ist gleichsam der Himmel an sie angefügt, der wie eine große hohle Halbkugel über ihr steht und sie bedeckt. Dort geht am Tag die Sonne auf und unter, bald früher, bald später, bald links an einem gewißen bekannten Berg oder Haus, bald rechts, und bringt Tag und Nacht, Sommer und Winter, und bey Nacht den Mond und die Sterne, und sie scheinen nicht gar entsetzlich hoch über unsern Häuptern zu stehen.

Das wäre nun alles gut, wenns niemand besser wüßte, aber wir Sternscher und Kalendermacher wissen's beßer. Denn erstlich, wenn einer daheim weggeht, und will reisen bis an's Ende der Erde, an den Rand, wo man einen aufgehenden Stern mit der Hand weghaschen und in die Tasche stecken kann, und er geht am 1sten April von Hause aus, so hat er den rechten Tag gewählt. Denn er kann reisen, wenn er will durch Deutschland, durch Pöhlen, durch Rußland, nach Asien hinein durch die Muhamedaner und Heiden, vom Land auf's Wasser, und vom Wasser wieder auf's Land, und immer weiter. Aber endlich, wenn er ein Pfeiflein Taback einfüllt, und will daran denken, wie lang er schon von den Seinigen weg ist, und wie weit er noch zu reisen hat an's Ende der Erde und wieder zurück, auf einmal wird's ihm heimlich in seinem Gemüth, es wird nach und nach alles, wie es daheim war, er hört seine Landessprache wieder sprechen, zuletzt erblickt er von weitem einen Kirchthurm, den er auch schon gesehen hat, und wenn er auf ihn hin geht, kommt er in ein ihm wohlbekanntes Dorf, und hat nur noch 2 Stunden oder drey, so ist er wieder daheim, und hat das Ende der Erde nie gesehen. Nämlich er reist um die Erde, wie man einen Strich mit Kreide um eine Kugel herumzieht, und kommt zuletzt auf den alten Fleck, von dem er ausging.

Es sind schon mehr als 20 solcher Reisen um die Erde nach verschiedenen Richtungen gemacht worden. In zwey bis vier Jahren, je nachdem, ist alles geschehen. Ist nicht der englische Seekapitän Cook, in Einem Leben zweymal um die ganze Erde herum gereis't, und von der andern Seite her wieder heimgekommen, aber das dritte Mal haben ihn die Wilden auf der Insel Owai ein wenig todt geschlagen, und gegeßen.

Daraus und aus mehrern sichern Anzeigen erkennen die Gelehrten folgendes: die Erde ist nicht blos eine ausgebreitete, und abgeschnittene Fläche, nein, sie ist eine ungeheure große Kugel. Weiters: sie hängt und schwebt frey und ohne Unterstützung, wie seines Orts die Sonne und der Mond, in dem unermeßlichen Raum des Weltalls unten und oben zwischen lauter himmlischen Sternen. Weiters: sie ist rings um und um, wo sie Land hat, und wo die Hitze oder der bittere Frost es erlaubt, mit Pflanzen ohne Zahl besetzt, und von Thieren und vernünftigen Menschen belebt. Man muß nicht glauben, daß auf diese Art ein Theil der Geschöpfe mit dem Kopf abwärts hänge, und in Gefahr stehe, von der Erde weg, und in die Luft herabzufallen. Dieß ist lächerlich. Ueberall werden die Körper durch ihre Schwere an die Erde angezogen, und können ihr nicht entlaufen. Ueberall nennt man unten, was man unter den Füßen hat; und oben, was über dem Haupt hinaus ist. Niemand merkt oder kann sagen, daß er unten sey. Alle sind oben, so lang sie die Erde unter den Füßen, und den Himmel voll Licht oder Sterne über dem Haupte haben.

Aber der geneigte Zuhörer oder Leser wird nicht wenig erstaunen, wenn er's zum ersten Mal hören sollte, wie groß diese Kugel sey. Denn der Durchmesser der Erde beträgt in gerader Linie von einem Punkt der Oberfläche durch das Centrum hindurch zum andern Punkt, eintausend siebenhundert und zwanzig deutsche Meilen. Der

Umkreis der Kugel aber beträgt fünftausend vierhundert deutsche Meilen.

Ihre Oberfläche aber beträgt über neun Millionen Meilen in's Gevierte, und davon sind zwei Drittheil Waßer, und ein Drittheil Land.

Ihre ganze Maße aber beträgt mehr als zweitausend, sechshundert und zwei und sechzig Millionen Meilen im Klaftermaaß. Das haben die Gelehrten mit großer Genauigkeit ausgemeßen und ausgerechnet, und sprechen davon, wie von einer gemeinen Sache. Aber niemand kann die göttliche Allmacht begreifen, die diese ungeheure große Kugel schwebend in der Hand trägt, und jedem Pflänzlein darauf seinen Thau und sein Gedeihen giebt, und dem Kindlein, das geboren wird, einen lebendigen Odem in die Nase. Man rechnet, daß tausend Millionen Menschen zu gleicher Zeit auf der Erde leben, und bei dem lieben Gott in die Kost gehen, ohne das Gethier. Aber es kommt noch beßer.

Denn zweitens: die Sonne, so nahe sie zu seyn scheint, wenn sie früh hinter den Bergen in die frische Morgenluft hinauf schaut, so ist sie doch über zwanzig Millionen weit von der Erde entfernt. Weil aber eine solche Zahl sich geschwinder aussprechen, als erwägen und ausdenken läßt, so merke: Wenn auf der Sonne eine große scharf geladene Canone stünde, und der Constabler, der hinten steht und sie richtet, zielte auf keinen andern Menschen als auf dich, so dürftest du deswegen in dem nemlichen Augenblick, als sie losgebrannt wird, noch herzhaft anfangen ein neues Haus zu bauen, und könntest darinn eßen, trinken und schlafen, oder du könntest ohne Anstand noch geschwinde heirathen, und Kinder erzeugen und ein Handwerk lernen laßen, und sie wieder verheirathen und vielleicht noch Enkel erleben. Denn wenn auch die Kugel in schnurgerader Richtung und immer in gleicher Geschwindigkeit immerfort und fort flöge, so könnte sie doch erst nach Verfluß von 25 Jahren von der Sonne hinweg auf der Erde anlangen, da doch eine Canonenkugel einen scharfen Flug hat, und zu einer Weite von 600 Fuß, nicht mehr als den sechzigsten Theil einer Minute bedarf.

Daß nun weiters die Sonne auch nicht blos eine glänzende Fensterscheibe des Himmels, sondern wie unser Erdkörper eine schwebende Kugel sey, begreift man schon leichter. Aber wer vermag ihre Größe zu umfaßen, nachdem sie aus einer so entsetzlichen Ferne solche Kraft des Lichts und der Wärme noch auf die Erde ausübt, und alles segnet, was ihr mildes Antlitz bescheint? Der Durchmeßer der Sonne ist 114 mal größer als der, der Erde. Aber im Körper-Maas beträgt ihre Maße anderthalb Millionen mal so viel als die Erde. Wenn sie hohl wäre inwendig, so hätte nicht nur unsere Erde in ihr Raum, auch der Mond, der doch 50,000 Meilen von uns absteht, könnte darinn ohne Anstoß auf- und untergehn, wie so, ja er könnte noch einmal so weit von uns entfernt seyn als er ist, und doch ohne Anstoß um die Erde herum spatzieren, wenn er wollte. So groß ist die Sonne, und geht aus der nemlichen allmächtigen Hand hervor, die auf der Erde das Magsaamen oder Mohnsaamenkörnlein in seiner Schale bildet und zur Reife bringt, eins so unbegreiflich, wie das andere. Der Verfaßer wenigstens wüßte keine Wahl, wenn er eine Sonne, oder ein Magsaa-

menkörnlein machen müßte mit einem fruchtbaren Keim darinn.

Lange nun glaubten selbst die gelehrtesten Sternforscher, diese ganze unermeßliche Sonnenmaße sey nichts anders, als eine glühende Feuerkugel durch und durch. Nur konnte keiner von ihnen begreifen, wo dieses Feuer seine ewige Nahrung faßt, daß es in tausend und aber tausend Jahren nicht abnimmt, und zuletzt, wie ein Lämplein verlöscht; denn die gelehrten Leute wißen auch nicht alles, und reiten manchmal auf einem fahlen Pferd. Wer alles wißen will, dem ist schlecht zu trauen, sondern er treibts mit seinen Antworten, wie der Matheis der das Eis bricht. „Hat er keins, macht er eins," nach dem Sprichwort. —

Deswegen will es nun heut zu Tag den Sternforschern und andern verständigen Leuten scheinen, die Sonne könne an sich wohl wie unsere Erde ein dunkler und temperirter, ja ein bewohnter Weltkörper seyn. Aber wie die Erde ringsum mit erquickender Luft umgeben ist, so umgibt die Sonne ringsum das erfreuliche Licht, und es ist nicht nothwendig, daß dasselbe auf dem Sonnenkörper selbst eine unausstehliche zerstörende Hitze verursachen müße, sondern ihre Strahlen erzeugen die Wärme und Hitze erst, wenn sie sich mit der irdischen Luft vermischen, und ziehen dieselbe gleichsam aus den Körpern hervor. Denn daß die Erde eine große Maße von verborgener Wärme in sich selbst hat, und nur auf etwas warten muß, um sie von sich zu geben, das ist daran zu erkennen, daß zwei kalte Körper mitten im Winter durch anhaltendes Reiben zuerst in Wärme, hernach in Hitze, und endlich in Glut gebracht werden können. Und wie geht es zu, wie weiter man an einem hohen Berg hinaufsteigt, und je näher man der Sonne kommt, daß man immer mehr in die Hände hauchen muß, und zuletzt vor Schnee und Eis nimmer weiter kommt, fragen die Naturkundiger, wenn die Sonne einsprühendes Feuer seyn soll?

Also wäre es wohl möglich, daß sie an sich ein fester mit mildem Licht umfloßener Weltkörper sey, und daß auf ihr Jahr aus Jahr ein wunderschöne Pfingstblumen blühen und duften.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der unerträgliche Anblick.

Ein ***scher Soldat, der beym Anrücken der Franzosen fortgelaufen war, entschuldigte seine Flucht mit den grossen rothbefiederten Bärenmützen der französischen Grenadiere, deren Anblick kein Mutterkind ertragen könne.

Welcher ist der Esel?

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Ein Baur ging nach der Stadt zu Markt; da sah' er auch Kürbiße, die er nicht kannte, weil sie in seinem Orte, der Kühle halb, nicht gedeihen. „Was sy das für Dinger? frug er den Verkäufer. — Esel-Eyer! antwortete dieser, in's Fäustchen lachend. Wie thür eis?" — Antwort vier Bätze. Hans der Baur überlegte die Sache; fand, daß ihm ein Esel, bey seinem häufigen Boten über den Berg recht sehr behülflich seyn könnte, und kaufte also ein solches Ey, unter dem Beding, ihm genau zu erklären, wie solches ausgebrütet werden müße. Da bekam er dann Bescheid: er solle drey Tage nach einander an der hellen Sonne darauf sitzen; und drey

Welches ist der Esel?

Welches ist der Esel?

Nächte den Ofen heitzen, und das Ey darauf stellen; am Ende des dritten Tages werde dasselbe ausgehen, und das Eseli zu Tage kommen.

Hans packte nun den Kürbis auf's Räf, trug ihn, nebst anderm nach Hause, heitzte den Ofen, setzte das Wunder-Ey darauf; und am folgenden Morgen saß er schon bey Sonnen-Aufgang unbeweglich auf demselben bis nach Sonnen-Eingang. Pünktlich wiederholte er drey Tage und drey Nächte diese Operation mit beyspielloser Beharrlichkeit. Allein am Abend des dritten Tages fieng er denn doch an steif und gstabelet zu werden; er stund für einen Augenblick auf, um sich zu strecken; da rollte ihm der Kürbis unter den Beinen weg; kollerte den Rein hinab, und gumpte in ein Gebüsch, unter welchem ein Haas lag; erschrocken sprang derselbe auf und davon. — Hans, oben auf dem Hügel, sah mit Schrecken das Wunder, meynend es sey der ausgebrütete Esel, und er rief aus voller Kehle: Eseli! mi's lieb Eseli! — lauf doch nid e so! — i bi ja dy Vater! —

Sieg der Unschuld.

Der Mensch, welcher sich der Hitze seiner Leidenschaften Preis giebt, ohne sie zu bändigen, wird früher oder später in das furchtbarste Unglück gezogen; diejenigen aber, die in der Gottesfurcht aufwachsen, sind zwar der menschlichen Bosheit ausgesetzt, siegen aber dennoch über ihre Feinde. Die folgende Geschichte wird diese Wahrheit bestätigen.

In der Gegend von Orleans, einer Stadt in Frankreich, befanden sich drey junge Männer ohne Religion, die sich den Ausbrüchen der abscheulichsten Ausschweifungen überließen; diese waren im Laufe des Monats Hornungs 1823 in einem jener Häuser versammelt, wo der Tugend schaudert hinzublicken, und gaben sich dort den schändlichsten Handlungen hin. Eher ermüdet als gesättigt, ihr Geld alles verzehrt, wurden sie von den Mithelfern ihres liederlichen Lebens aus diesen Wohnungen der Lasters vertrieben. Ihrem unglücklichen Schicksal überlaßen, von allen guten Menschen verworfen, beschloßen sie irgend an einem andern Orte die Mittel zu suchen, ihre Leidenschaften befriedigen zu können. Indem sie einen Wald durchstreiften, entwarfen sie den abscheulichen Vorsatz, die an dem Ende des Gehölzes befindliche Kirche zu berauben, jedoch fürchtend, ihre bösen Absichten möchten entdeckt werden, blieben sie im Walde verborgen, bis die Einwohner des Dorfes schliefen. Ungefähr des Mitternachts näherten sich diese Bösewichter der Kirche immer in ihrem abscheulichen Vorhaben verharrend, denkend, nun werde sie gewiß niemand entdecken, und sie könnten mit Sicherheit ihren Diebstahl ausführen. Sie durchfeilten das Gitter eines Fensters, stiegen hinein, sprengten die Thüre der Sacristey auf und beraubten dieselbe der darinn befindlichen goldenen Gefäße und anderen kostbaren Zierrathen, die doch zu den heiligsten Handlungen gebraucht werden, und ohne sich vor der Allgegenwart Gottes zu fürchten, nahmen sie alles zusammen und versteckten es in dem nahen Wald, und anstatt über ihre Verbrechen zu seufzen, hatten sie noch weit gräßlicheres im Sinn, denn sie giengen hin, um den Pfarrer anzugreifen und ihn zu zwingen, ihnen seine Kostbarkeiten zu überliefern. Sie

erstiegen die Mauer des Gartens, öffneten die Thüre abermals mit Gewalt und trennten sich nun, der eine gieng gerade zur Schlafstätte des Pfarrers, der andere zur Magd.

Sie knebelten den Pfarrer im Bett, und banden die Magd fest an den Bettpfosten; dann zündeten sie eine Lampe an, und den Dolch in der Hand, zwangen sie den würdigen Greisen, der nahe bei seinem achtzigsten Lebensjahr war, ihnen den Ort zu bezeichnen, wo seine Kostbarkeiten aufgehoben wären. Der Pfarrer, der sein Leben dem Dienst der Kirche geweiht hatte, versuchte es, ihnen Vorstellungen zu machen über ihre ruchlose That. Doch diese in ihren Lastern verhärteten Unmenschen antworteten ihm: daß sie keine Sittenlehren bedürften, wohl aber Geld, zu welchem er ihnen auf der Stelle den Weg zeigen sollte. Da er nun wohl sah, daß sie auf ihrem Verbrechen bestanden, zog er sein Leben, mit welchem er noch seiner Gemeine dienen könnte, dem wenigen Gold, das er besaß, vor, und zeigte ihnen den Schrank, in dem es lag. Die Mißethäter, nachdem sie sich des Kostbarsten bemächtigt hatten, gaben dem Pfarrer den Tod, wie auch seiner Nichte, welche zu seinem Schutze herbeieilen wollte; nun verliessen sie das Haus und trugen das Gestohlne in den Wald, wo sie das aus der Kirche Gestohlene versteckt hatten. Nachdem sie nun ihren Raub bei einander hatten, begaben sie sich auf den Weg, und liefen den Rest der Nacht so geschwind sie konnten, um desto eiliger dem Orte ihrer Schandthaten zu entkommen, damit jeder Verdacht verschwinde.

Kaum waren sie dem Walde entkommen, als auch schon der Morgen dämmerte, und die Sonne zu leuchten anfieng. Müde von ihrer Flucht, vom Hunger getrieben, giengen sie in die Schenke eines dem Walde nahe gelegenen Dorfes um ihre dringendsten Bedürfniße zu befriedigen.

Jetzt waren sie von ihren Verbrechen beunruhigt, denn sie wußten nicht, wie sie es anfangen sollten, um den meisten Nutzen aus ihrem Raube zu ziehen. Ihn selbst in die Stadt zu tragen, fürchteten sie sich, und doch hätten sie ihn gerne dorthin gebracht, sey es, um ihn dort vertrauten Hehlern zu übergeben, bis sie ihn sicher verkaufen könnten, oder sey es, um ihn alsobald an Nichtswürdige zu verkaufen, die mit gestohlenen Waaren Handel treiben. Dem zufolge beschloßen sie die Magd aus der Schenke zu bewegen, ihre Felleisen in die Stadt zu tragen, und diese völlig unwissend, was in denselben enthalten sey, willigte sogleich ein. Unterwegs bei einer Zollstadt fragten sie die Aufseher ob sie keine Abgabe von ihrer Waare zu bezahlen hätte. Die Magd, ohne etwas Arges zu denken, antwortete, sie sollten selbst untersuchen, was in diesen Felleisen enthalten sey, sie wiße es nicht, man habe ihr dieselben zum tragen gegeben. Nachdem diese nun eröffnet hatten, waren sie ganz bestürtzt über den Kirchenschmuck, und kamen sogleich auf den Verdacht, es möchte ein Diebstahl seyn, weil sie aber die Magd als schuldig vermutheten, so griffen sie dieselbe sammt den Felleisen, und überlieferten beides in die Hände der Obrigkeit! Die Magd, überzeugt von ihrer Unschuld, war bereit, ihr Leben aufzuopfern und befahl sich dem Schutz der Vorsehung, als der Trösterin jedes Bekümmerten.

Ueberall erkundigten sich die Richter,

allein vergebens. Jede Spur jener Diebe war verschwunden. Das Mädchen betheuerte zwar seine Unschuld, ward aber, da es keine genügenden Beweise dazu anführen konnte, dennoch zum Tode verurtheilt. Als man ihm sein Urtheil sprach, hob es seine Hände auf zum Himmel, und betete mit Innbrunst zu Gott, daß er es in dieser schrecklichen Stunde nicht verlaßen, sondern ihm gnädig beistehen möge. Als die traurige Stunde schlug, die seinem jungen Leben ein Ende machen sollte, äußerte es den Wunsch, noch einmal seine Mutter umarmen zu dürfen, um sie von seiner Unschuld zu überzeugen.

Der ehrwürdige Geistliche, der dieses Mädchen zum Richtplatz führen sollte, bat nur um eine Stunde die Vollziehung des Urtheils aufzuschieben. Sein Wunsch wurde ihm gewährt, und das Mädchen hatte den Trost, den Segen seiner armen Mutter zu empfangen, die überzeugt, daß ihr Kind unschuldig sey, empfahl daßelbe der Barmherzigkeit Gottes. Und ihr Gebet ward herrlich erhört.

Die Vorsehung, welche über diejenigen wacht, welche ein grenzenloses Vertrauen in ihre Hülfe setzen, waltete auch hier mit anbetungswürdiger Weisheit, denn in eben dem Augenblick, wo die Unglückliche als Opfer der Bosheit fallen sollte, hörte man in der Volksmenge eine Stimme laut rufen: Gnade, Gnade, dieses Mädchen ist unschuldig! Es war ein Eilbote der Obrigkeit, der sich durch das Volk drängte, und dem Hauptmann der Wache einen Brief übergab, den derselbe laut vorlas. Er enthielt: daß so eben die Bösewichte, die den Pfarrer und seine Nichte getödet hatten, wegen andern auf der Straße begangenen Mordthaten gefangen worden seyen, man wolle daher dieses Mädchen einstweilen noch in Gefangenschaft nehmen, bis diese Mörder öffentlich ihre Verbrechen eingestanden hätten.

Als nun die Gerichte überzeugt waren, daß die Mörder auch den Diebstahl, für welchen das Mädchen angeklagt wurde, verübt hätten, befahlen sie auf der Stelle daßselbe in Freiheit zu setzen.

Als das Volk, welches da geblieben war, um den Ausgang dieser seltenen Begebenheit abzuwarten, hörte, daß die Unschuld dieses Mädchens anerkannt sey, hob es seine Hände unwillkührlich zum Himmel, dankte dem Allwissenden für seine wunderbare Hülfe. Der Pfarrer, diese günstige Stimmung benützend, ermahnte die Gerührten, mit ihm in die Kirche zu gehen, um dort dem himmlischen Vater zu danken, für die Weisheit womit er des Mädchens Unschuld ans Tageslicht gebracht hätte. Er hielt eine rührende Rede, in welcher er der Gemeine zeigte, welch hohen Werth ein solches Vertrauen auf Gott, den Allwissenden und Allmächtigen habe, wie man aber eln solches nur dann besitzen könne, wenn man unschuldig und reinen Herzens sey, wie väterlich Gott denn für alle sorge, die seinem Schutze sich übergeben, und wie sie nun von diesem Beispiel ermuntert, sich ihm auf's Neue übergeben, und ihm auch in ihres Lebens dunkelsten Stunden vertrauen sollen. — Diese salbungsvolle Ermahnung blieb nicht ohne Erfolg, sie nährte die Herzen der Zuhörer und hatte auch für das Mädchen eine gute Wirkung, denn Viele wollten es, als ein Muster der Frömmigkeit und Tugend in ihr Haus nehmen und alle überhäuften es mit zahlreichen Wohlthaten.

Wie gut es ist, wenn man französisch kann.

Eine Dame die die Wasche hatte, nahm ihre erwachsene Tochter mit sich in das Waschhaus, damit sie sehen könne, wie es dort hergehe, sie erklärte ihr auch das eint und andere. Ein Waschweib, nahm das Wort und sagte: „ja es ist recht gut Frau Hauptmänni, das der Euri Tochter brichtet, man weis nit wo es einem nöthig wird, ja mis bizli französisch ist mir Anno 1798 o gut cho da wo d'Franzose da gsii si; da bin i einist am Morgen am 3 an ne Wösch gange und wo ni unterm Kesithurn düre gange bi, ist e Franzos mit emene schröcklíche Schnauz und Backebart da g'stande, mit sim G'wehr, und het no a Sabel a g'ha, er rüft gar schröcklich Wer da! das i fast z'Bode g'falle bi, und da schreye i hurti, une Wache! (eine Kuh) und da hetter grüßeli g'lachet anstatt mi z'ersteche.

Der hinkende Bott giebt den Rath, wenn man in den Waschhäusern so gut französisch lernen kann, so könnte man die Sprachlehrer und das Welschland ersparen.

Die doppelte Chutten.

Ein Schulmeister, der auch einmal änet der Biberen Brück im Welschland gewesen, meinte, es schicke sich für einen so gelehrten Mann wie er sey, ein wenig Herrscheliger (stättischer) daher zu kommen, als die gemeinen Baur'sleute, (deren Kindern er bisweilen den Rock auf dem Leibe ausklopfte;) da er einer reichen Abgeschiedenen stättischen Frau den Hof machen (Heirathen) wollte.

Er trat also zu Meister Bocksbart, dem Schneider des Dorfes und sprach: säg Mußie Niggi mach mer da us dem Halblein e tolli Chutte aber halb stettlich un halb bürsch, u nit so gmein ane! — Allein Meister Bocksbart behauptete, er könne sie nur entweder ganz bäursch oder ganz stättisch machen und nicht beidergattig. Wenn aber der Schulmeister öppis rechts haben wolle, so solle er zu dem Schneider Joggi nach W*. gehen, der könne machen was man wolle. Der Schulmeister ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern nahm den Weg unter die Füß, bis er in die Werkstett des Meisters Joggi kam, der nun voll guten Bescheids war, und ihm ein solches Kleid au gout du jour (nach der neusten Mode) zu machen versprach. Das Kleid, das der Schulmeister an dem bevorstehenden Taufe-Schmaus, zu Ehren seiner Braut, des reichen Chorrichters X. zum erstenmal einzufeuchten Willens war, langte auch am Vorabend richtig an, und der Schulmeister schloff hurtig hinein, um sich darin zu beschauen. Wie erstaunte und verschmeyete aber derselbe, als dieses merkwürdige Stück nach dem buchstäblichen Befehl, von oben bis unten aus zwei ganz verschiedenen Hälften bestand, wovon die einte weit mit breitem Rockschoß mit einer großen Taschen und aufgestellten Kragen, nach dem Baurenschnitt, die andere aber enger, mehr zurück geschnitten, die Tasche in den Falten, mit hohem langem zurückgefaltetem Kragen und ganz nach stättischem Zuschnitt gemacht war. Und als nun der Schulmeister ergrimmte und schrie, daß ihn der Schneider gefoppt habe, so schlich sich dieser mit der Aeußerung: mer müße de schynts e nangere ganz läz verstande ha, schelmisch lächelnd zur Thür hinaus. — Jetzt ließ ihn der Schulmei-

ster vor den Richter zitieren und wollte nicht nur den Macherlohn nicht zahlen, sondern verlangte auch noch Satisfaktion. Allein da der Schneider die Worte, wie die Bestellung geschehen war, beweisen konnte, und der Richter die Chutte sich hatte vorweisen laßen, so fiel das Urtheil dahin aus: der Meister habe die Arbeit gemacht, wie ihm befohlen worden; folglich gebühre ihm auch der halbe Macherlohn eines Herren- und der halbe für ein Baurenkleid, worauf der elegante Herr Schulmeister nicht nur dieß, sondern auch noch die Rechtskosten bezahlen mußte.

Wer Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen, hätte der Schulmeister zu dem schlimmen Handel geschwiegen, so hätte der H. B. nichts davon erfahren, und so wäre diese Geschichte nicht in den Kalender gekommen! —

Ein wohlgestellter Brief.

Wohlgregirter Herr Nachbar Schumeister!

Wyllen ich durch das Avis Plat gesechen das. Alle Mäntschen sih müssen lassen einschieben in meine Gemein B. so thut mir der Deinst und schribet mich ein Niggis Mädi das Wyb myner Buben. Hans und Benz das Meitli. Vreneli der Großätti. Simen ist giboren zuerst im sechsufüfzger Jahr, darnach getauft im vierufüfzgisten Abrellen und im feufusibzigste und siebensibenzgisten und zulezt drü Jahr späther. und ist er endlich giboren Im 36gi afange steialte, und dornach kubalirt am Buchse Märit erstgimehlten Jahrs.

Grüsen euch fründlich. Euer gitreui Fründ N. N.

Das wäre eine Aufgabe zum Errathen.

Bürgerpflicht.

Als die Nachricht von der unglücklichen Bataille bei Jena nach Berlin kam, machte bekanntlich der damalige Gouverneur, Graf von Schulenburg, diesen Unfall dem Publikum durch einen Anschlagzettel bekannt, welcher also lautete:

Der König hat eine Schlacht verloren; Ruhe ist jetzt die erste Bürgerpflicht; ich fordre sie von Berlins Einwohner, u. s. w. Nun hatten die Bürgergarden die innern Wachen der Residenz besetzt. Ein Mitglied dieses Korps, auf der Schildwache stehend, entschläft, von der Tages Last und Hitze ermüdet. Die Patrouille überrascht es. „Wie kann man nun schlafen auf seinem Posten?“ fährt der Anführer den Erwachten an. „Um Verziehung,“ antwortete dieser; „Ruhe ist jetzt die erste Bürgerpflicht; Graf Schulenburg hat sie von uns gefordert und ich bin ein guter Bürger.“

Julius Cäsar ein Pedant.

In einer großen, gemischten Gesellschaft, wo sich Gelehrte und Offiziere befanden, sprach man viel über Friedrich dem Einzigen und über Julius Cäsar. Man suchte beide mit einander zu vergleichen, konnte sich aber doch nicht über den Vorrang unter ihnen vereinigen. Endlich rief ein alter Husaren-Rittmeister aus: „Nein ich lobe mir doch meinen alten Fritz! War doch wenigstens nicht ein solcher Pedant, der seine Kriege lateinisch beschrieb.“

M A
1826
ZIMM.

Der Spektackelabend auf dem Lande. In der Volks-Sprache Treychlete, und Züglete.

(Siehe beygefügte Abbildung.)

Jedes Land hat seine eigenthümlichen Sitten und Gebräuche; in der Schweiz dann fast jede Stadt, und beynahe jedes Dorf. Die mehresten verbleiben seit undenklichen Zeiten unabänderlich bis auf den heutigen Tag, und ohne Berechnung, ob sie auf die jetzigen Zeiten passen, und den guten Sitten nützen oder schaden. Hievon zeugt der Kiltgang, gegen den schon so manch trefliches von würdigen Männern gepredigt, gesprochen und geschrieben wurde, welches alles von jedem brafen und für seine Kinder wohldenkenden Hausvater wörtlich beherzigt werden sollte.

Zu dieser Unsitte gesellt sich eine andere, die gewiß auch öffentliche Rüge verdienet. Dieß ist die sogenannte Züglete oder Treychlete. — Wenn nemlich da und dort ein Landmädchen aus einem Dorfe ins andere sich verheyrathet, so ziehen sämtliche Jünglinge bey Nacht aus, und machen aus Spott und Eifersucht einen so unbändigen Spektackel, daß einem Sehen und Hören vergeht.

Die einen tragen kupferne Kessel, auf die sie mit eisernen oder hölzernen Stäben schlagen. Andere läuten mit grossen Kuh- und andern Glocken; oder pfeiffen auf möglichst gellende Weise; kurz alles wird in Bewegung gesetzt, was irgend zum Lärm machen tauglich ist. Eine andere Abtheilung zügelt Hausgeräthschaften vor das Hause der Braut; Wieglen, Spinräder, Kasten, Säcke, Butter-Kübel u. dgl. werden da unter ihrem Fenster aufgetischt, und ein Strohmann, den Bräutigam vorstellend, aufgepflanzt. Einer unter ihnen hält dann eine Rede an die Braut, in nemlichem Unsinn, und oft in der unwürdigsten Zotten-Sprache. Damit aber niemand aus der saubern Gesellschaft erkannt werden möge, ziehen sie sämmtlich ihre Westen über die Köpfe; und manche tragen lange Stangen, an denen oben rußige Lumpen befestigt sind, mit denen sie alle Gesichter beschmieren, die etwa aus G'wunder sich auf die Laube, oder an's Fenster wagen.

Das an dergleichen Polter-Abenden eine Menge Zügellosigkeit, und andere die Unsittlichkeit befördernde Reden und Handlungen vorfallen, ist leicht zu erachten. Würde die Sache hiebey sein Verbleiben haben, so könnte sie als muthwillige Possen angesehen werden. Allein die Folgen sind gefährlicher als die Sache selbst, denn alle vorgefallenen Unsittlichkeiten werden nachher erzählt, belacht, und gehen so in's gewöhnliche Leben über. Endlich dann führt diese Unsitte zu manchem Privat- und Dorf-Hasse, und selten endigt sie anders, als mit Schlägereyen.

Meister-Stücklein einiger Griechen.

Was es mit dem gegenwärtigen Kriege der Türken gegen die Griechen auf sich hat, das weiß der Leser gar wohl. Daß in einem solchen Kriege, wo es nicht nur auf Heinis Acker sondern auf Leib und Leben losgeht, manches Stücklein absetzt, das ist leicht zu erachten. — Eins davon will der Bote erzählen.

Da haben einmahl die Türken zwei und zwanzig Griechen gefangen, und führen sie zu Schif nach Konstantinopel, und wollten vermuthlich dort ihrem Großherrn einen Spaß machen, und die Griechen der Reihe nach, wie Laternen, vor dem Pallaste aufhängen. Die Griechen aber kizelt es gar gewaltig am Halse, und wären der ihnen zugedachten Ehre ihrer Erhöhung gar gern überhoben gewesen. Und der Bote, der in solchen Fällen besonders demüthig ist, kanns ihnen nicht verargen.

Wie sie nun im Hafen von Konstantinopel eingelaufen sind, werden den Griechen die Ketten abgenommen: sie werden mit Stricken gebunden: die Türken legen ihre Waffen ab, gehn in die Schifskammern (Kajüten) und machen sich lustig. Die Noth lehrt beten, aber auch noch anderes das gut ist. Ein Grieche versucht dem Anführer in der Stille die Stricke mit den Zähnen aufzulösen; und wie das gelungen ist, machen sie einander alle frey, bemächtigen sich der Waffen der Türken, fallen auf einmal über sie her, machen sie alle nieder, und segeln mit dem Schiffe davon. — Das gönnt ihnen nun der Bote von Herzen, und wünscht ihnen Glück auf die Reise. Das haben sie nöthig. Denn es ist weiter nach Hause, als mit der Kälberflotte von Thun nach Bern fahren.

Da haben wirs ja! Da sind sie bei den Dardanellen-Schlößern angelangt, und die Schildwache ruft: Wer da? — „Gut Freund sagen sie, und „wir haben der türkischen Flotte wichtige Befehle zu bringen." Das glaubt nun die Wache, denn die Griechen haben klüglich die Kleider der erschlagenen Türken angezogen. Also: passirt, und sie segeln weiter. — Aber da kommt ihnen von einer Insel ein türkisches Schif entgegen. Die Griechen laßen sich nichts merken, spazieren mir nichts dir nichts auf dem Verdecke herum, legen ihr Schif sogar vor Anker; und da meinen die Türken es werde wohl da keine Conterbande darinn seyn, kehren um; und kaum sind sie den Griechen aus den Augen, als diese alle Segel aufziehn, und was gist was hest sich davon machen.

Aber noch einmal droht Gefahr. Es kommt ein griechisches Schif, meint das sind Türken, und giebt Feuer auf sie; und nur mit Mühe können die Griechen sich verständigen, daß sie Landsleute sind. Und nun erst sind sie gerettet.

Das freut mich nun gar herzlich, und will ich auf der Stelle ein Freudenfeuer anzünden in meiner Tabackspfeife.

Tagebuch.

(Fortsetzung).

Brachmonat den 27. Ist mir ein dummer Streich paßirt. Ich wollte dem Hr. Pfarrer zu seinem Namenstag gratuliren, weil er Johannes heißt, ist der 26. und bin nun ein Tag verirret, und hab den 27. genommen, und ihm mit schönen Worten mein Kumpliment avertirt. Da wollte er nicht glauben daß heut sein Namenstag sey, und nahm den Kalender, und hieß: Siebenschläfer! Da bin ich gar gräulich schalus geworden; und hat er mich noch dazu ausgelachet.

Heumonat 7. Bin in A. auf dem Markt gewesen, und hab mich für einen Hr. ausgegeben, weil die Leut den Schneider nur auslachen; und im Wirthshaus hab ich inkonito gespielt, und fremd gethan; und ist alles gut gangen, bis mich einer erkannt hat, und hat heimlich den andern angeben, ich sey der Züri Casperli, wo zu

B. aus dem Schallenwerch entrunnen ist. Und wie ich eben von meinem Landgut erzähle, so packen sie mich an, und wollen mich fangen, und hab' ich in der Angst bekennt, ich sey nur der Schneider von L. Aber sie haben mir gar Angst gemacht, und mußt ich ihnen zwy Maß Wein bezahlen. Und darnach am 20. hat mich unser Herr drum gefragt. Und wo ich ihm alles erzählt hat er gesagt: es ist dir schon recht geschehen für deinen dummen Hochmuth. Warum schämst du dich deines ehrlichen Handwerks, und thust immer wie ein Herr? Bleib du der Schneider, rede wie's hier im Dorf der Brauch ist unter deines gleichen: laß die fremden Worte seyn, die du nicht verstehst, so wird kein vernünftiger Mensch dich auslachen. — Ich glaub schier gar er hat Recht.

Siebenbris (soll denk Septembris heissen) den 3. Hubelniggi hat heut den Verkündschein beim Herr gereicht, und gefragt was er kostet, und gemeint das syg zu viel, seine Frau habe ja nur ein Aug! Der Herr hat gar grüselich gelachet!

Dito 20. Hat mir der Polizeyer einen Possen spielen wollen, und gesagt, Ammans Elsi hätte mich gern und wollte mich heurathen, ich soll nur gehn fragen. Das hab ich nicht geglaubt, und dem Amman gesagt: der hat darnach dem Polizeyer wüst gesagt: und der sich verantwortet es sey ihm so angeben worden, weil ich so hochmüthig sey! — Der Herr hat doch recht, ich soll anders thun!

Oktöris den 4ten hab ich dem Narrenwerch ein End gemacht, und den Herr gefragt, ob ich seine Jungfrau heurathen dörfe? und er hat gelachet und gesagt: „wenn sie dich will, ja freylich." Und sie hat gesagt sie wolle sich besinnen und luegen, ob ich jetzt witzig werde, und nicht mehr der Herr spielen wolle; und hab ichs versproche, und bin aller Freude voll.

Hofzeremoniel in Marokko.

Der Kaiser von Marokko nöthigte einst den Gesandten Englands bey einer Audienz, baarfuß zu stehen. Karl der II. beschloß sich zu rächen, und übte das Vergeltungsrecht zu London an dem Gesandten von Marokko, in der Art, daß er ihn bey einer Audienz ebenfalls baarfuß empfieng und zwar auf marmornen Steinpflaster und an einem so grimmig kalten Tage, daß Seine Barbarische Excellenz vor Frost zitterten und gleich einem Kranich, bald das eine, bald das andere Bein lustig genug in die Höhe zogen.

Der Springer.

Man fragte einen Prahler, ob er hoch springen könne? „Das denke ich", antwortete er: „ich springe so hoch, daß ich „in der Luft lange Weile bekomme."

Der berühmte Tänzer Vestris sagte etwas ähnliches von seinem Sohn: „Wenn mein „August nicht in der Luft bleibt, so thut „er es blos aus Höflichkeit für seine Kame„raden.

Warum heissen die Frauzimmer schöne Kinder?

Ein junges Mädchen behauptete einst in einer Unterredung mit Gleim, daß das schöne Geschlecht, wenn es nicht durch allzuschweres Leiden zum Welken gebracht

werde, länger jung bleibe, als das männliche Geschlecht. — „So?“ erwiederte der jovialische Greis, „daher mag es auch wohl kommen, daß man unverheirathete Frauenzimmer, gesetzt sie wären auch fünf und zwanzig Jahr alt, immer noch schöne Kinder zu nennen pflegt.“

Go grües di Mädeli!

Der erste Vorsteher einer kleinen Stadt in X. wollte seiner Frau, mit der er noch in den Flitterwochen seines Ehestandes lebte, eine Freude machen; eine Viertelstunde von dem Städtchen führten die Jünglinge am Ostermontag zu ihrem Vergnügen den Wilhelm Tell auf. Unser Vorsteher fuhr also im Char-à-banc dorthin, es strömten aus der Gegend von allen Seiten Leute zu Wagen, zu Pferd und zu Fuß wie natürlich auch dahin, dieses Schauspiel zu sehen und sich einen frohen Tag zu machen. Als sie, der Hr. Betthammer und seine Gattin, aussteigen wollten, wurden sie von einer alten Frau, aus der Heymath der Frau Betthammer, folgendermassen bewillkommt: „Eh go grües di Mädeli, wie geits der de oh, sit de ghürathet bist, du bist notti geng es guts Mädeli gsi?!?“ — Da wurde diese gute herzliche Anrede von dem ehrenfesten und gestrengen Vorsteher mit den zornigen Worten unterbrochen: „Du unverschämtes Mensch! mi Frau heißt nit meh Mädeli, sondern Frau Rathsherrin!“ — Die arme alte Frau vor Schrecken verwirrt, antwortete: „Nu jo ih wills jo glaube, das me dem Mädeli jetze so seit, aber ih bi mi so a däh Name Mädeli“ — weiters ließ sie der vor Wuth schnaubende Hr. Betthammer nicht sprechen, sondern nahm den Pferdbändiger hervor, und gab der gutmüthigen Alten sechs Peitschenhiebe über den Kopf ihr vermuthlich damit den Vorsteher-Ti[illegible] einprägen zu wollen.

Man sagt der Hohe Richter habe auf ihre Klage und geleisteten Beweisthum hin, dem Hr. Betthammer für jeden Streich ein Louisd'or, hiemit für 6 Duplonen an dieselbe, zur Strafe auferlegt; und ihm wäre recht geschehen, se findet es der hinkende Bote, und seine Leser werden es auch finden.

Wie die Füchse gefangen werden.

Wenn der Leser etwa den Kalender mit zum Tisch nimmt, und eben ein Fisch essen will, so nehm' er sich in acht daß er nicht an den Gräten erstickt. Dieser Rath ist zwar immer gut; besonders aber bey der folgenden Geschichte, wo man zum Lachen kein Kutzlen braucht.

Da wird nämlich einem Mann immer allerley aus seinem Keller gestohlen; und weil er den Dieb nicht entdecken kann, so braucht er List, und richtet eine Fuchsfalle mit starken Eisenfedern. — Der Schelm kommt richtig wieder, sieht aber die Falle, und nimmt sich in Acht. — Wie er nun gestohlen hat was er will, so denkt er: ich will doch ein Zeichen thun, daß ich den Spaß gemerkt habe; lüftet die Hosen und bückt sich über die Falle. Aber die springt eben los, pakt mit den eisernen Zähnen den Schelm beym Sitzleder so kräftig, daß er Mordio und Helfio schreit. Der Hausbesitzer kömmt heran, läßt aber den Fuchs nicht los, bis er Zeugen genug hat, die den Schelm kennen!

So ists gegangen! Und nun kannst du deinen Fisch in Ruhe verzehren wenn du ausgelacht hast.

Das Weihnachtkindli.

Wer von Euch meine l. Leser, wird wohl nicht die Entstehung dieses Festes kennen? Das den Kindern immer so viele Freude verursachte, und sie ein Theil, wo nicht das ganze Jahr, recht folgsam waren, um von ihren l. Eltern Geschenke zu erhalten.

Wie aber in unsern Zeiten dieses Fest sich veränderte und statt ein Freuden- bald ein Trauertag für die Kleinen wird, hält fast schwer zu glauben, und doch wird euch folgendes Geschichtchen, das mir eingesendet wurde, bald davon überzeugen; möchten doch die Eltern diese Thorheit einsehen, damit sie in Zukunft unterbliebe, so würde es dem Einsender und dem Boten eine große Freude machen, und dieses ist auch der Zweck, warum diese Thatsache in den Kalender aufgenommen worden ist.

In O.**. wurde letzte Weihnachten von mehreren Eltern, mit den jungen Purschen die den W. Esel vorstellen sollten, verabredet, denselben recht furchtbar zu veranstalten, um die Kinder in Furcht und Schrecken zu bringen; (und zwar aus dem Grunde weil die Kleinen nicht mehr recht an dergleichen Thorheiten glauben wollten, da sie in der Schule, von dem würdigen Schulmeister, von dem Nichtseyn von Gespenstern, Hexen rc. belehrt wurden, woran die Alten noch glaubten und nicht leiden konnten, daß die Jungen gescheider werden sollten, als Viele von ihnen sind;) eines der Kinder vernahm von seinem Vater von diesen Zurüstungen und theilte es den andern mit, diese versteckten sich, als die gefürchtete Stunde heran nahte, um nicht geschlagen zu werden, so gut sie konnten vor diesem gefürchteten Esel, und als dieser erschien, war keines der Kleinen zu finden, worüber die Eltern, als sie sich getäuscht sahen, so böse wurden, und als die Kinder endlich zum Vorschein kamen, wurden sie von ihnen mit Schlägen empfangen!!! —

Die wunderbare Verirrung.

An der Grenze eines deutschen Freistaates befanden sich vor kurzem die Vorsteher einer Gemeinde in ihren weitläufigen Forsten zur Holzvertheilung. Nach dortiger Sitte wurde das mühsame Tagwerk mit einem Labsal in der dortigen Schenke beschlossen. Die Liebe zu dem so verderblichen Brantenwein hatte jedoch den einen von diesem sonst wakern Vorstehern so übernommen, und er glaubte seinen Durst fast nicht löschen zu können. Auf seinen Heimweg durch den Forst trennte er sich von seinen Collegen und vom Geist des genoßenen Brantenweins fest überzeugt, glaubte er nach langem Umherirren er seye jetzt glücklich bei seiner Frau bei Hause angelangt und wollte sich zu Bette legen, er entkleidete sich also und legte sich mitten im finstern Walde unter einen Tannbusch nieder und stammelte seinem vermeinten lieben Fraueli etwas von Zärtlichkeiten vor, bis er — o weh! — statt im weichen Federbette zu ruhen, sich von den unbarmherzigen Kreisnadeln, dürren Aesten und den aus ihrer Ruhe geweckten Ameisen so jämmerlich zugerichtet sah, daß er aus seiner Verirrung erwachte, sein Bischen noch übrig gebliebenen Verstand zu Hülfe nahm, und endlich gegen Morgen sein Haus und seine wackere Frau wieder fand.

Der Dragoner wider Willen.

Bei der feierlichen Begräbniß des berühmten Admiral Nelson, fand der Herzog von York einen von den Leichenbesorgern in dem Hofe vor der Admiralität müssig stehn. Der Herzog erfuhr, daß der Mann vergeßen habe, sich ein Pferd zu besorgen; der Herzog ließ sogleich einen Dragoner absitzen und gab das Pferd dem Leichenbesorger, der sich nicht gut aufs Reiten verstand.

Als die feierliche Proceßion anfing, setzte er sich in den Zug. Da aber die Trompete geblasen ward, und das Dragoner-Regiment fortritt, rannte das Pferd mitten in die Glieder an seinen gewohnten Platz, indeß der arme Leichenbesorger, halb-todt vor Schrecken, sich an der Mähne des Roßes fest hielt. Das Regiment rückte scharf durch die Straßen. Der Leichenbesorger immer mitten darunter, er mogte auf sein Roß schimpfen, wie er wollte; es gehorchte der Trompete, denn es war gut exercirt. Das ganze Regiment lachte laut über diesen gezwungenen Cavalleristen, bis der Oberst dem Spaß ein Ende machte, und den unglückseligen Leichenbesorger wieder absetzen ließ.

Die übel abgeloffene Dachs-Jagd.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

In einer bekannten Nachbarschaft in dem S****, wo sich etliche, besonders auf die Hirschjagd wohlerfahrne Jäger befanden, ereignete sich folgende komische Begebenheit. An einem Abend, da alles in der Ruhe lag, kamen diese Jäger, welchen man zuvor gesagt hatte, daß durch etliche Dachse großen Schaden verursacht würde, indem sie die Erdäpfel und andere Sachen umwühlten, mit einem ungeheuer großen wohl abgerichteten Dachs-doch aber noch beßern Schäferhund, in der festen Absicht, diese schädliche Thiere zu erlegen. Da aber der Hund zu groß war in die Dachshöhlen zu kriechen, und ihm die Schaafjagd besser schmeken mochte, so lief er auf ein wohlausgemästetes Schäflein los, und schleppte dasselbe den Berg hinunter. Die Jäger, so dieses merkten, glaubend, der Hund habe einen Dachs oder schädliches Erdäpfelthier, liefen voller Freude darauf los, und schlugen dem unschuldigen Schäflein ein Bein zweimal entzwei; denn sie hatten ihre Jagdflinten an den Rücken hängen, um mit den Prügeln desto besser ausparieren zu können. Da aber die Jäger den vermeinten Dachsen recht besichtigten, sahen sie ihren Irrthum nur zu wohl ein, und liefen erschroken zu dem Bauern, welchem sie, anstatt ein Dachsfell zu verkaufen, das Schäflein mit guten ganzen Batzen bezahlen mußten.

Es ist nicht immer gut zu spaßen.

Auf einer seiner Fahrten kam der Bote an einen der lieblichsten Seen unsers Vaterlandes und wunderte sich nicht wenig, als er eine Menge Leute, jung und alt, von nah und fern, einem Wirthshause, das an den Ufern dieses Sees lag, zuströmen sah, gleich als wenn dort der Wein umsonst zu haben wäre. Doch seine Verwunderung stieg noch höher, als er bei jenem Wirthshause angelangt, ein ganz neumodisches Fuhrwerk von einer Menge gaffender Zuschauer umringt sah. Es war ein prächtig ausgerüstetes, mit Blumen und Bändern geziertes Schiff auf einem Wagen befestigt, an dem vier stattliche Gaule angespannt waren, um einen der reichen Prahlhause jener Gegend, dessen Abgott das Geld ist, in ein Bad zu

Die Dachsjagd.

Die Dachsjagd.

führen, das auf einem Berge liegt. Aber warum wollte er in einem solchen Fuhrwerk dahin fahren, und nicht, wie andere Leute zu ihm pflegen, in einen gewöhnlichen? Siehe, das Ganze war eigentlich ein Spaß, aus dem aber bitterer Ernst geworden ist. Jener Goldmann saß einst wohlgemuth beim Wein und äußerte den Wunsch, so bequem in einem Schiff in das Bad fahren zu können, wie jetzt auf dem See. Der Wirth, ein feiner Kauz, erwiedert, wie viel er bezahlen würde, wenn er ihn in einem Schiff dahin führen würde. Zehn Dublonen bietet er ihm an, in der Meinung, dieß sey unmöglich auszuführen, und setzt noch hinzu, er könne denn diese Summe mit dem naßen Finger durchwischen. Der Wirth, sonst ein guter Freund jenes Herrn, weil dieser seiner durstigen Leber wegen einer seiner besten Kunden war, jetzt aber beleidigt, daß er ihm seine Schuld vor allen Leuten vorgeworfen, nimmt ihn beim Wort, macht aus dem Spaß Ernst, und errichtet obiges Fuhrwerk in einigen Tagen, das nun der Prahler bezahlen muß.

Der komische Taufschein.

Man verlangte vor nicht gar langer Zeit in Frankreich von einem Beamten, der in einer Gemeinde die Taufregister unter sich hatte, ein Zeugniß über die Geburt eines Menschen, der schon vor langer Zeit gestorben war, das aber seine Erben nothwendig brauchten. Dem guten Manne mochte ein solcher Fall noch nicht vorgekommen seyn. Er glaubte das Zeugniß nicht in seinem Namen ausstellen zu können, da er die Person als noch lebend und in gewißen Verhältnissen stehend, angegeben fande. Er traf daher den Ausweg, daß er es im Namen des Pastors ausstellte, der den in der Frage bestimmten Menschen getauft hatte. Es lautete also:

„Ich Endesunterschriebener verstorbener „Pastor der Gemeinde ***. Peter Robin, „habe heute Vormittags, den 2ten April „1790, den verstorbenen Jakob Turpin, „gehörig getauft. — Pathen sind gewesen: „der verstorbene ***. und die verstorbene ***. „u. s. w.“

Unterzeichnet

Peter Robin,

verstorbener Pastor zu ***.

Verbesserung der Jahrmärkte.

Boll, im Cant. Freyburg, statt den 15. Merz den 22. gleichen Monat. — Im Herbstmonat statt den 9. am 6ten. — Im Wintermonat statt den 3ten, wird er den 13ten Weinmonat abgehalten.

Oensingen, Cant. Solothurn, wird der zweyte Markt anstatt den 4ten den 11ten July, und der dritte anstatt den 28sten den 21sten Wintermonat abgehalten.

Schöftland, Cant. Argau, wird der Frühlingsmarkt statt den 20. den 30sten Merz abgehalten.

Solothurn wie folgt: Der erste den 4. Jenner; der zweyte den 22. Hornung; der dritte den 15. Merz; der vierte den 5. April; der fünfte den 3. May; der sechste den 24. May; der siebente den 2. August; der achte den 20. Herbstmonat; der neunte den 18. Weinmonat.